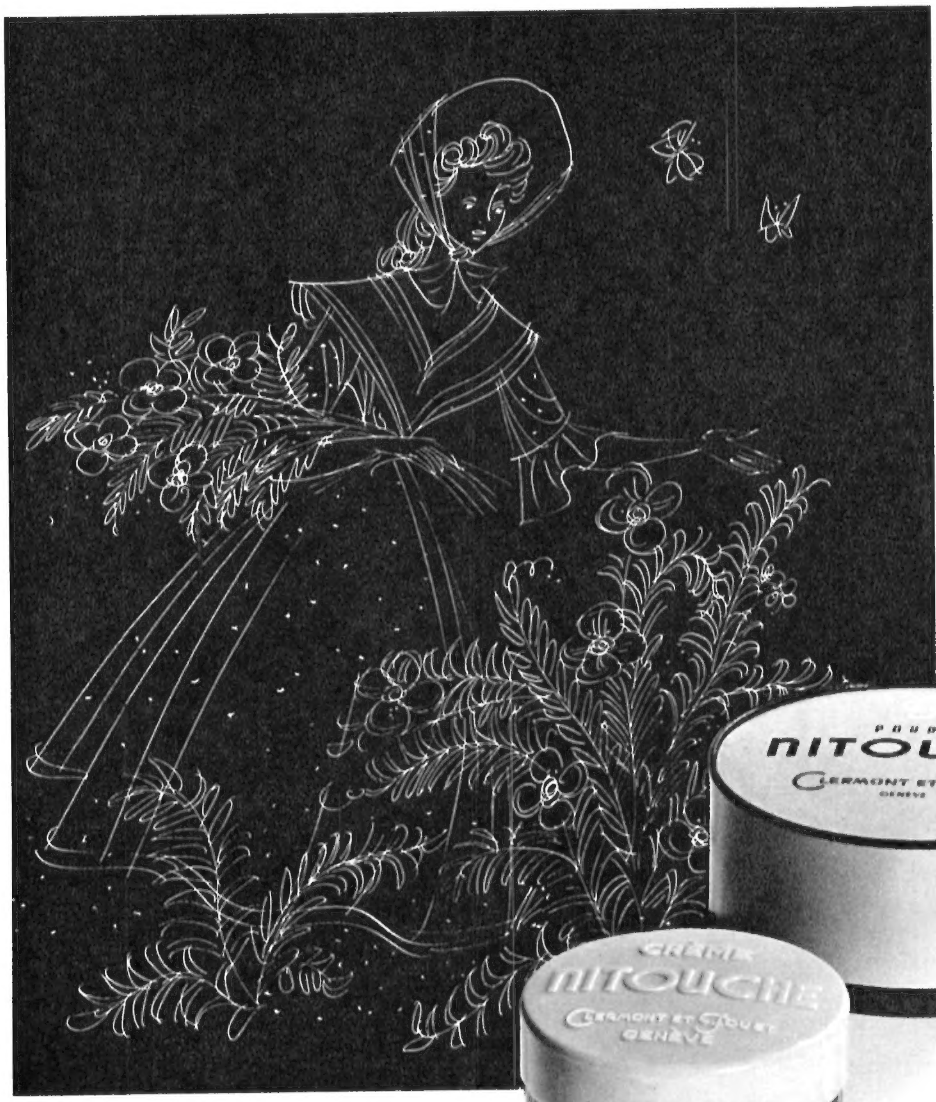
Du

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT NR. 2 FEBRUAR [illegible] FR. 2.[illegible]

Gepflegtes Aussehen



durch ausgezeichnete
Nitouche-Präparate

NITOUCHE

Nitouche-Cold-Cream Fr. 6.—. Nitouche-Vanishing-Cream Fr. 6.—
Nitouche-Puder Fr. 7.50, Nitouche-Lippenstift Fr. 6.— zuzügl. Steuern

CLERMONT ET FOUET

CF

Max Gubler, Selbstporträt

Du

Schweizerische Monatsschrift Februar 1946 Nr. 2 6. Jahrgang

Vorwort von Arnold Kübler 5

Panorama der Jungen Schweizer Malerei, mit farbigen und schwarz-weißen Reproduktionen, Text von Max Eichenberger 6

Das Plankton unserer Seen und Teiche, von Dr. Gottfried Huber-Pestalozzi. Mit 24 Photos von Hans Traber 17

Ueber das Aufstehen an einem kalten Morgen, von Leigh Hunt 21

An die winterlichen Postämter, Gedicht von Victor Wittner . 22

Europäische Fürstinnen des Fin de siècle, nach den Erinnerungen von Helene von Nostitz, eingeleitet von Dr. Albert Bettex. Dazu 10 Porträtaufnahmen der Zeit 23

Aphorismen von Ludwig Hohl 30

Hexen- und Zauberglaube in der Schweiz, von Dr. Ambrosius Kocher 30

Sechs Photos von Jakob Tuggener 33

Der Diebstahl. Skizze aus Genf, von Alfred Fink 41

Fahrten und Gespräche. Tagebuch-Skizzen von einer Reise durch Deutschland, von Karl Gerold 45

Auftrag und Bewährung, von Prof. Dr. Hans Mast 47

Neue Gedichte von Max Rychner, von Dr. Siegfried Lang . . 48

Erziehungskräfte im heutigen Weltgeschehen, von Dr. Elisabeth Rotten 50

Erinnerung an eine Winternacht im Schweizer Berghaus, von Mary Pos 53

IM MÄRZHEFT:

DER GEFÄHRDETE MENSCH

Prof. Dr. H. Fischer: Heinrich Zangger
Prof. Dr. Max Huber: Medizin, Menschlichkeit, Politik
Zeichnungen eines Knaben aus Buchenwalde
Dr. Paul Reiwald: Der Mensch im Gefahrenfeld der Masse
Prof. Dr. F. Schwarz: Das gefährdete Kind
Prof. Dr. F. Zollinger: Die Verhütung der Unfälle

Bilderreihe aus der holländischen Widerstandsbewegung von Cas Oorthuys und Emmy Andriesse, Amsterdam

HIER SCHREIBT DER LESER

Zug, 31. Dez. 1945

Sehr geehrte Herren! Meine Idee ist, eine «Du»-Nummer über die genialste Institution der *Menschheit* herauszugeben.
Diese Institution ist weltumspannend, niemand kann sich ihrer Wirkung entziehen. Philosophen und Ethiker haben sie gepriesen und verflucht.
Ihre Geschichte ist oft heroisch und noch öfters niedrig und gemein. Leidenschaften haben sie aufgewühlt wie der Orkan das unendliche Meer.
Es ist das größte menschliche Abenteuer: Es ist das *Geld.*
Die Maler haben nicht nur für Geld gemalt, sondern auch zum Thema Geld. Unter diesem Gesichtswinkel könnte man eine Kunstgeschichte schreiben. Ich denke an die vielen Allegorien. Oder an den armen Judas, der sich für seine dumme Geschichte mit den dreißig Silberlingen noch und noch abkonterfeien lassen mußte. Auf was für mittelalterlichen Bildern treiben die Beutelschneider nicht ihr Unwesen. Reiche Händler tragen unermüdlich ihre sorgfältig um den dicken Bauch gemalte Geldkatze, wie auch der Wucherer auf der Leinwand durch Jahrhunderte, ohne sich auszuruhen, den Zins einstreicht. Für Heiterkeit sorgte Daumier. Ein besonderes Kapitel verdient wohl der Schotte John Law. Es ist nicht zu glauben, daß sich die Schottenwitze trotz dieses Genies am Leben halten. Damit sind wir aber auch schon im Bereich der in vielen Beziehungen bunt schillernden, so leicht vom Winde zu verwehenden Zahlungsmittel aus Papier angelangt. Was gibt es da nicht für subtile Unterschiede im Gebrauch und — Mißbrauch. Schecks, Kassenscheine von Staatskassen, Banknoten, Eisenbahngeld, Notgeld usw. Il-Khan von Persien versuchte im 13. Jahrhundert über Nacht das unter dem Groß-Khan in China reibungslos funktionierende Papiergeld auch in Persien einzuführen. Der weitere Gebrauch des bis dahin ausschließlich verwendeten Metallgeldes stand unter Todesstrafe. Der gesamte Marktverkehr hörte aber augenblicklich auf, und die Geldscheine mußten schnellstens wieder eingezogen werden. Wundert es Sie vielleicht, daß man nach dem Tode des dafür verantwortlichen Ministers seine Kellergewölbe voll von Metallgeld fand?
Photographieren könnte man das Muschelgeld der völkerkundlichen Sammlungen von Basel und Zürich. Es gibt Numismatiker mit schönen Sammlungen. Der Maria-Theresia-Taler wurde bis in die jüngste Zeit für Abessinien in Wien geprägt, denn zum weiblichen Schönheitsideal gehörte in den afrikanischen Bergen immer noch ein üppiger Busen. Die «deutschen Napoléons» erinnern uns noch an das kurzlebige, ehemalige Königreich Westfalen (Jérom). Maximilian in Mexiko, die wechselvolle Geschichte des modernen Griechenlandes — was für spannende Abenteuer!
Das Material ist wirklich unerschöpflich: Pipin und die Fugger, Rothschild und Morgan, Havenstein und Stinnes, sie alle schrieben ein Kapitel in die Geschichte des Geldes. Einen der prägnantesten Ratschläge gab Macchiavelli einem Renaissance-Fürsten: «Schone das Leben des Vaters nicht, taste aber sein Geld, die Erbschaft der Söhne, nicht an, denn dies würden sie dir nie verzeihen». Meistens sind die Aeußerungen über den Aussprechenden ebenso aufschlußreich wie über das Ausgesprochene. Hören Sie Georg Kaiser über Rilke: «Rilke hatte die Dunkelheit, und der, der die Dunkelheit hat, der hat die Weiber, und wer die Weiber hat, hat's Geld.»
Ich hätte Ihnen gerne ein Resümee über das Geld geschrieben. Es gelingt mir leider noch nicht, denn ich versinke, leider nur geistig, in diesem, mir außergewöhnlich sympathischen Stoff. Für die Mitteilung Ihrer Meinung zu meiner Idee wäre ich Ihnen sehr dankbar.
Mit vorzüglicher Hochachtung — Ihr ergebener Ch. St.

Du

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: E. Schulthess. Ständige Mitarbeiterin: Hedwig Lauber.
Ständiger photographischer Mitarbeiter: Werner Bischof.
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet.
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, Einzelheft Fr. 2.50.
Auslandabonnement zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH

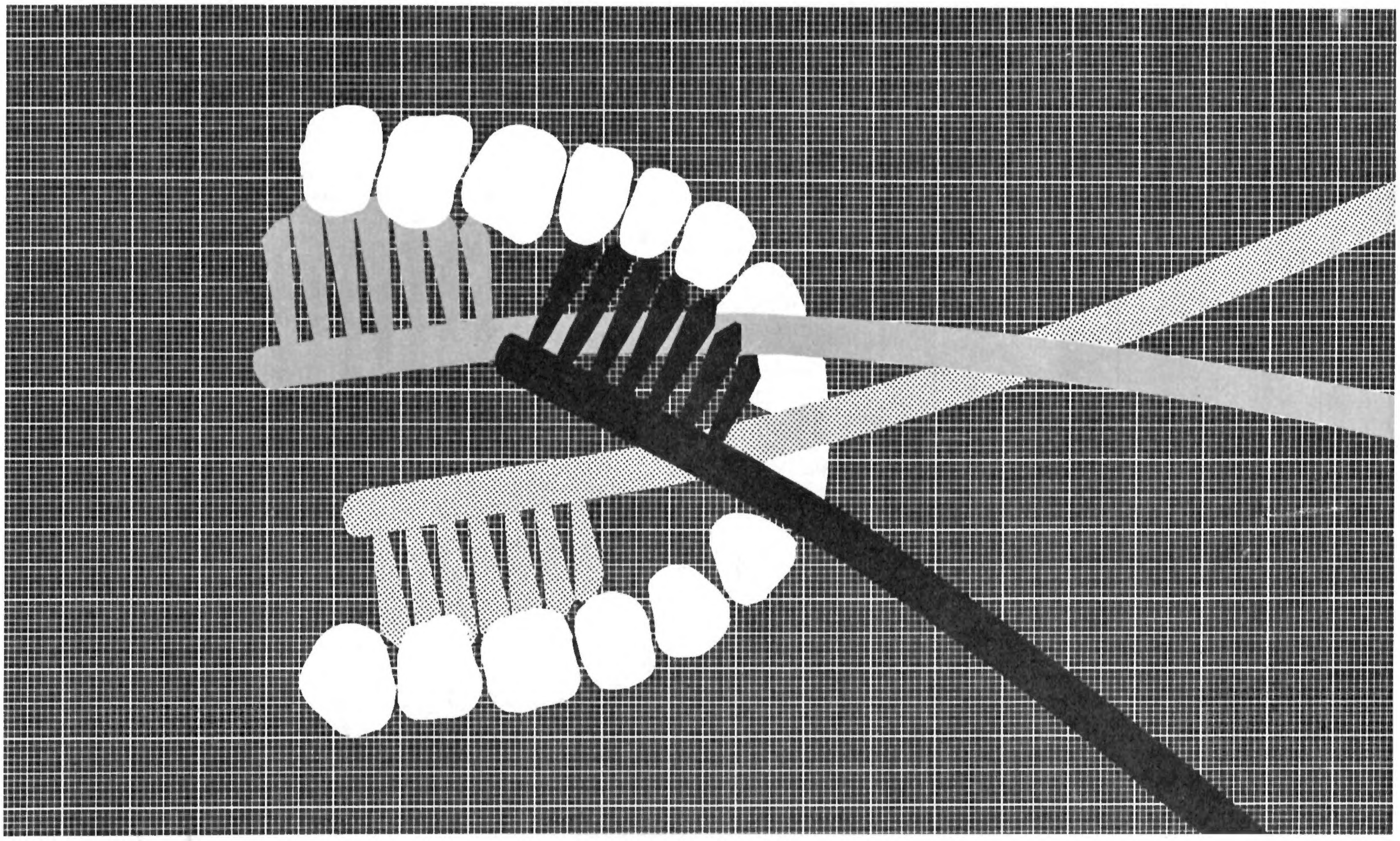
Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790

VACHERON ET CONSTANTIN

à Genève depuis 160 ans

La montre de grande tradition

Endlich die Zahnbürste die zu Ihren Zähnen passt



Endlich die Zahnbürste, die genau nach den Maßen des Zahnbogens und entsprechend den Bewegungen der richtigen Zahnreinigung bemessen und geformt ist. Gewiß kann man mit jeder Zahnbürste im Munde herumfahren. Gewiß kann man mit jeder Bürste eine bestimmte Reinigungswirkung erreichen – durchgreifend reinigen wird man aber mit Tek. Die Länge der Bürste ist so, daß sie auch an der engsten Stelle des Zahnbogens überall angreift. Die Form der Bürste ist so, daß man sich nie verletzen kann. Der Schnitt der Borsten ist so, daß die Interdentalräume gründlich gereinigt werden, jene gefährlichen Engpässe zwischen den Zähnen. Dort halten sich sonst auch bei kräftigem Bürsten Speisereste fest, die in Gärung übergehen und die gefürchtete Interdentalkaries hervorrufen, die Karies, die zwei nebeneinanderstehende Zähne gleichzeitig verwüstet.

Die Tek-Zahnbürste konnte geschaffen werden, weil amerikanische Wissenschafter die zahlreichen Probleme der Zahnreinigung zusammenhängend erforschten. Nehmen Sie einmal Tek in die Hand – in dem Moment werden Sie begreifen, welch großer Fortschritt hier erreicht worden ist. Fr. 2.50 medium/hard.

Haben Sie sehr eng stehende Zähne, so reinigen Sie die gefährlichen Druckstellen zusätzlich mit New-Era-Zahnseide. Sie werden manchen Zahn gesund erhalten.

Nur Tek ist

JOHNSON & JOHNSON IN… NATIONAL

Wer Schönes liebt, weiss auch die edle Kunst des Goldschmiedes zu schätzen

ZUM FEBRUARHEFT

Als wir neulich bei Verwandten auf dem Lande, nachdem sie eine Sau geschlachtet hatten, zu Besuch eingeladen waren, konnte dieser Besuch nicht stattfinden, weil Luise, die Stütze der Bauernfrau, am vorgenommenen Sonntag zu stützen nicht bereit war! Sie war inzwischen anderswo Stütze geworden; nicht etwa so, daß sie ihre gute Stellung verlassen hätte, nein, Stütze des Dorftheaters war sie geworden und hatte am besagten Sonntag in der öffentlichen Nachmittagsvorstellung des Gemischten Chores aufzutreten im Stück genannt «Der Wilddieb» oder «Der Findling in der Teufelsschlucht». In allen «Bären», «Hirschen», «Löwen» und «Weißen Kreuzen» unseres Landes wird zurzeit Theater gespielt. Die sonst Kartoffeln stecken, melken oder Runkeln jäten, sind mit Auswendiglernen so beschäftigt, daß die Gedächtnisse wie die Heuwender knarren, wenn man nach langer Rostzeit sie wieder in Dienst nimmt. Das Talent gebietet, soweit man es aufgefunden hat. Der Ehrgeiz des Winters ist ein anderer als der Ehrgeiz des Sommers. Die übliche Menschenrangordnung steht Kopf: der Herr Lehrer muß den Vorhang ziehen, und der Herr Pfarrer, der sonst das Wort hat, ist zum Einbläser herabgesunken.

Jakob Tuggeners diesbezügliche Aufnahmen hinter den Kulissen der Dorfbühne, samt den weitern sechs Tuggener-Photographien dieses Heftes, sind einer Reihe von etwa achtzig Bildern entnommen, die er zu einem Buch zusammengefügt hat. «Uf em Land» heißt die ganze Folge, in der nicht nur die einzelnen Stücke zu beachten sind, sondern die gesamte Gliederung und alle seitenhaften Bild-Nachbarschaften. Nachbarschaft ist Gemeinschaft, auch bei Bildern. Nachbarn beeinflussen sich gegenseitig. Das Buch ist bis jetzt nicht im Druck erschienen. Der Schöpfer bedauert es. Wir auch. Es gibt einen Dorfbericht, aber nicht von Vorfällen, sondern von Zuständen. Vorfälle wechseln, Zustände bleiben, Tuggener versucht in Bildern, das innere Leben der Menschen und Dinge anzudeuten oder drauf hinzuweisen. Welch ein Unterfangen! Wie leise muß er zu Werke gehen! Er zeigt nicht die Bauernarbeit, es ist ihm um das Lebensgefühl des Dorfes zu tun.

Der Beschauer möge sich die spärliche Probe ansehen, die wir in diesem Heft von der Sache geben können: die bescheidene Schule, das sprechende Bauernfenster, den urweltlichen Winterwald, die Kinder in der Torfgrube, den Alten auf der Ofenbank und den gesegneten Dorfbäcker! So ist's überall auf dem Land, möchte man sagen, so in Torlikon und in Birnwil. Tuggener hält es mit dem Allgemeingültigen. Das ist das Zeichen der Kunst. Er verachtet ganz folgerichtig die erklärenden Bildunterschriften. Sie fördern die Seh-Trägheit, sie verfälschen die reine Zeichensprache, gebärden sich wisserisch, sentimental, ökonomisch, patriotisch, verkehrswerberisch oder politisch. Die Schweizer vertrauen zu wenig dem bloßen Sehen, es gibt viel Schulen bei uns, aber keine Seh-Erziehung. Drum gehen die Maler nach Paris, um Vertrauen in ihr Sehen zu holen. Jakob Tuggener ist ein vielfach geplagter armer Zeitgenosse, aber ein glücklicher Schaffender, froh über seine gestalterische Kraft, über die Fähigkeit, im Wirrhaft-Zufälligen das Gültige erschauen zu können. Er hat den Mut zum Weglassen, zu Dunkelheiten, die das bildlich Wesentliche um so stärker herausheben. Man sehe daraufhin die Kinder in der Torfgrube an oder die Winterlandschaft. Das ist nicht der Winter da oder dort, sondern der Winter überhaupt, der unheimliche, seltsame Bote aus dem Weltall, Bruder des Schlafes und des Todes.

Vor einigen Jahren ist ein Tuggener-Bilderbuch im Druck erschienen, drin er den Umgang des Menschen mit der Maschine behandelte*. Der Gestalter bewegt sich da in einem sehr vertrauten Bereich: er hat vordem eine Lehre in einer Zahnradfabrik gemacht. Ins Verborgene des Bauerndaseins ist der geduldige Beobachter während des Aktivdienstes dieser Kriegsjahre eingedrungen. Das Fabrikbuch wurde in Wien hochgeschätzt, in Berlin gerühmt, in Stockholm gekauft, am wenigsten Notiz hat des Schöpfers Vaterland von der Sache genommen. Was für einen harten Kampf hat doch bei uns so ein Schaffender um die Reinhaltung seiner Gestaltungen zu führen. Ihm hilft kein Amt und keine Organisation. Er steht allein, und die Hoffnung richtet sich auf das Verständnis des Auslandes. Dabei hat Tuggener ein weiteres druckfertiges Photobuch beisammen: «Ball». Lauter Ballnacht-Bilder unserer gutgestellten Gesellschaftsschichten an teuren und eleganten Hotel-Stätten. Der Bildermacher hat aus freiem Schaffensdrang sein Weniges, Sauerverdientes für Palace-Rechnungen ausgegeben, um jene bildlich darzustellen, die vergnügt das leichter Verdiente dort in Mengen ausgeben. Dieses Bilderbuch ist nur teilweise erfreulich, das liegt aber nicht an Tuggener. Es ist spöttisch, voll scharfer Kritik, bösartig, humoristisch auch und gefühlvoll. Dieses und das Bauernbuch nebeneinander: soziologische Aufklärungen über die Schweiz, eindrücklich, ohne eines Wortes zu bedürfen.

Dreiunddreißig Jahre sei er alt, stand in meinen Notizen, die ich für diese Bemerkungen neulich zur Hand nahm. Nein, sagte Jakob Tuggener, er sei vierundvierzig! Ich beschaute mein vergilbtes, ausgegrabenes, früheres Blättchen! Elf Jahre hat er also warten müssen, bis eine Redaktion die langgehegte Absicht verwirklichte, eine Bilderreihe von seiner Hand zu zeigen. Daß er uns das nicht schärfer übelgenommen hat! Zwar einmal schalt er uns tüchtig aus und wollte vom «Du» rein gar nichts mehr wissen, aber nicht eigentlich seiner Sache wegen, sondern deshalb, weil wir allgemein um die lebenden Schaffenden uns zu wenig kümmerten, weil wir allzu vorsichtig, verstiegen, wissenseitel und rückwärts aufs Vergangene blickend wären. Dies letztere ist der Vorwurf, den die Zeit in vielem Betracht der Schweiz überhaupt macht. Menschen der Vergangenheit? Sind wir's zu sehr? Wir haben also schleunig die jüngsten, quicklebendigen, malenden schweizerischen Zeitgenossen zu Tuggeners Photos gefügt. Die Mikropflänzchen und -tierlein unserer Gewässer, die auch in diesem Heft ihren Platz haben, sind durchaus nichts Vergangenes, sondern etwas ganz und gar Zeitgenössisches. Die Fürstinnen Europas allerdings sitzen nicht mehr auf ihren Thronen, wir haben sie aus Höflichkeit gegen unsere Kritiker hergesetzt, damit sie nicht ganz unrecht hätten.

Arnold Kübler

* Jakob Tuggener: «Fabrik», ein Heldenepos der Technik
Rotapfel-Verlag, Erlenbach, 1943

Photo Jakob Tuggener. Hinter den Kulissen der Dorfbühne

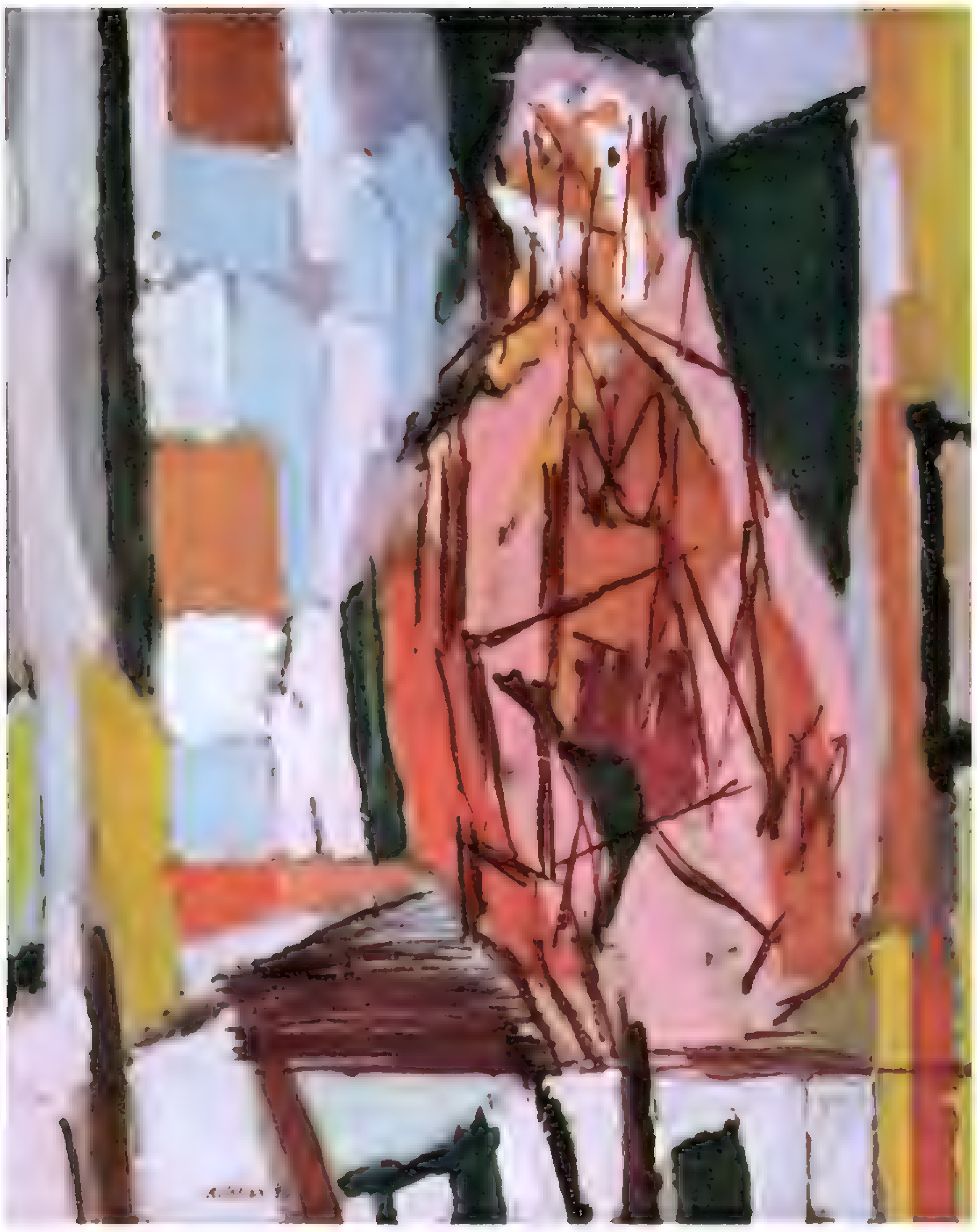
MAX KÄMPF

PANORAMA DER JUNGEN SCHWEIZER MALEREI

VON MAX EICHENBERGER

Zum Reifen des Ruhmes brauchte es zu allen Zeiten Zeit, und zwar überall, wohin sich unser Blick auch immer wende. Das gilt besonders auch für unsere Schweiz, die kein eigentliches Kultur- und Kunstzentrum besitzt, das in Sachen des Geschmackes eine Diktatur auszuüben vermöchte. Sowohl die Kulturgrenzen wie die Kantonsgrenzen sind, was man auch immer behaupten möge, eine Realität, mit der man zu rechnen hat. Im allgemeinen — Ausnahmen gibt es immer — muß ein Schweizer Künstler zuerst an einem bestimmten Ort und dann im betreffenden Kanton bekannt sein, bevor er im ganzen Land bekannt wird. Und das kann lange dauern. Denn der Schweizer steht — ohne Umschweif sei's gesagt — allem Fremden, das nicht gerade etwas mit der Fremdenindustrie zu tun hat, zuerst etwas mißtrauisch gegenüber. Das gilt in den engsten Grenzen und spielt schon ein wenig zwischen Zürich und Winterthur oder zwischen Neuenburg und La Chaux-de-Fonds und weit mehr noch zwischen der deutschen und der welschen Schweiz, geschweige denn auf Entfernungen wie Bern—Paris. Dabei zeigt sich die deutsche Schweiz im allgemeinen aufgeschlossener als die welsche, selbst dem gegenüber, was aus Frankreich, ja sogar aus dem Welschland selber kommt. Diese gelegentlich etwas kleinlichen Erscheinungen sind, wie man weiß, geschichtlich begründet und haben, wie alles, außer Nachteilen auch ihre Vorteile. Denn gibt es in der Schweiz auch keine eigentliche Kunstkapitale, so gibt es auch keine toten Provinzen. Künstlerisch ausgestorbene größere Orte verwildern da kaum irgendwo. Wenn es sich auch nirgends dicht zündend und kündend zusammendrängt, junges schöpferisches Leben regt sich überall im Land.

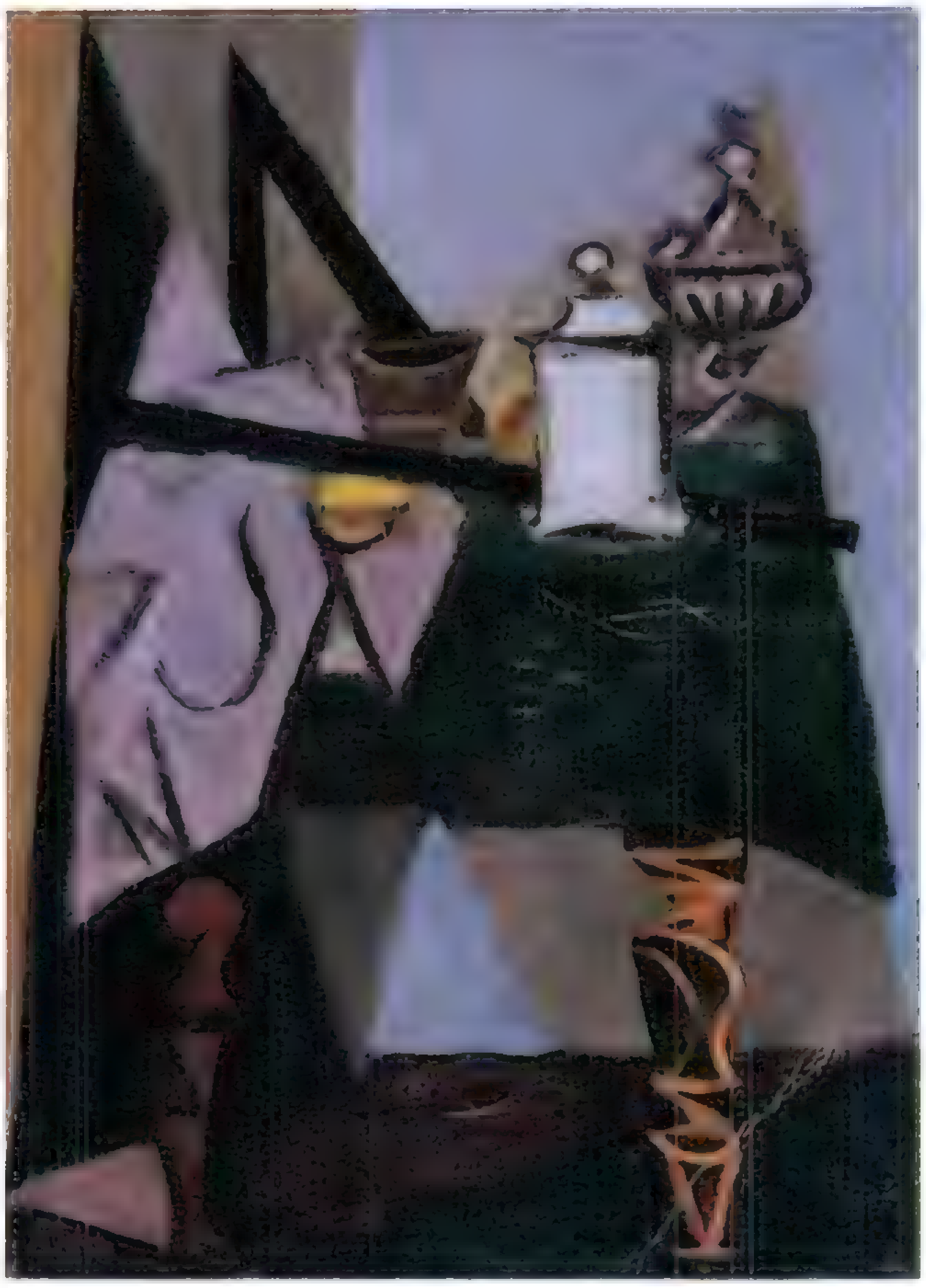
Die junge Malergeneration, die zwischen den beiden Weltkriegen ihre Lehr- und Wanderjahre absolviert hat, ist nur zu einem kleineren Teile schon vor des zweiten Weltkrieges Ausbruch und während der Kriegsjahre selber etwas allgemeiner, gewissermaßen über den Lokalrayon hinaus, bekanntgeworden. Zu diesem gerade nicht großen Kreis der — übrigens nicht kampflos — vom Geschick begünstigten Künstler gehören die beiden Jurassen *Holy* und *Schnyder*. Holy suchte den *Realismus* eines *Corot* vom moderneren *Fauvismus* her zu erneuern, worin er einer Gruppe von jüngeren Franzosen, Oudot, Legueult und Brianchon, folgte, während Schnyder den *Realismus* eines *Courbet* vom noch moderneren *Kubismus*, aber auch vom *Neu-Realismus* eines *Segonzac* her zu erneuern unternahm. Aber der eine wie der andere der beiden Jurassen ist zu bekannt und zu unbestritten, als daß ihr Auftauchen in unserem Panorama eine Ueberraschung bedeuten würde. Andere jüngere Maler haben den *Impressionismus* vom einen oder vom anderen der soeben erwähnten moderneren Ismen zu erneuern versucht. Alle diese Maler kann man, da sie weniger viel Neues als vieles neu zu sagen haben, zu den fortschrittlichen *Traditionalisten* schlagen.
Etwas anders verhält es sich mit den Zürchern *Gubler*, *Hosch*, *Hunziker* und *Varlin*. Gubler vollzieht den organischen Anschluß an den schon genannten französischen Fauvismus und dessen zu ungebrochenster Ausdrucksfähigkeit gesteigerten reinen Farbe, Hunziker und Varlin desgleichen an den entweder aus oder mit dem Fauvismus entstandenen *französischen Expressionismus*, Hunziker an Rouault, Varlin an Utrillo, und Hosch verwirklicht schließlich den Anschluß sowohl an den französischen wie den zumindest formal aus etwas aus diesem herausgewachsenen *deutschen Expressionismus*, wobei der ursprüngliche Ausgangspunkt all dieser Maler, zu denen auch der Zürcher *Heget-*



CHARLES ROLLIER

GEROLD VERAGUTH

LOUIS PARMELIN



FERNAND DUBUIS

ABT Otto, geboren 1903 in Basel. «Da sammle ich das Material für die Bilder, die mich jetzt gerade beschäftigen», sagt Abt in seinem Atelier und zeigt dabei auf eine Schachtel. «Jede dieser kleineren Mappen enthält die Studien für ein Bild, die Entwürfe für die Gesamtkomposition und dann viele Einzelzeichnungen, die ich irgendwo unterwegs gemacht habe. Ich baue nämlich jedes Bild aus vielen kleinen Fragmenten auf, von denen jedes genau vorher durchgearbeitet ist. Zum Teil sind das Zeichnungen direkt nach der Natur, z. B. Blumen, Gegenstände, Häusergruppen, Brunnenstöcke usw. zum anderen Teil aber sind es Formen, die ich erfinde —, ornamentale Kartuschen, vielköpfige Tierwesen, phantastische Bauwerke. Das kleine Bild der Hyazinthe, das Sie da sehen, habe ich früher einmal fast ornamental gemalt. Sie wird ein Stück von dem Vorfrühlingsbild, an dem ich jetzt wieder arbeite. Von diesem Teil ausgehend, baue ich dann das ganze Bild auf. Die Hyazinthe ist jetzt schon ganz durchgemalt, aber bei den Zeichnungen muß ich mir noch die Farben notieren, wofür ich ein ganz gutes System habe. Jede Farbe hat einen bestimmten Ton für mich, ‚Grün e' z. B. ist Englisch-Grün Nr. 3. Wenn ich die Notiz dann wieder lese, schlägt genau dieser Ton wieder an.»

BERGER Jacques, in Lausanne, wurde 1902 in Villeneuve (Waadt) geboren. Nachdem er die Matur gemacht und eine Zeitlang Literaturstudien an der Universität Lausanne getrieben, wird er Maler, nimmt seit 1927 an unseren «Nationalen» teil, stellte allein oder mit anderen in Lausanne, Zürich, Basel, aber auch in Paris aus.

BODMER Walter, geboren 1903 in Basel. «Bis 1933 habe ich Landschaften, Porträts und figürliche Kompositionen gemalt. Und dann habe ich gemerkt, wie ich mich immer mehr vom eigentlichen Kernproblem der Malerei entfernte. Dieses sehe ich darin, daß jedes Bild wirklich eine Neuschöpfung, eine Urschöpfung, sein soll und nicht nur eine Nachschöpfung, die immer eine Anregung nötig hat, sei es die eines Gegenstandes, einer Landschaft oder eines hübschen Mädchens. Deshalb male ich *seit 1933 ‚abstrakt'* oder ‚konkret' — wie man lieber will. Es gibt auch Leute, die meine Bilder ‚surrealistisch' nennen. Jedenfalls habe ich selbst mich noch nicht katalogisiert. Ich suche nur das formal und optisch Eigenständige, was bisher vielleicht am reinsten in meinen Drahtplastiken zum Ausdruck gekommen ist. Heute aber stelle ich mir die *Entwicklung meiner Malerei* noch in einer anderen Richtung vor. Ich will aber heute nicht das, was Mondrian gewollt hat. Es geht mir darum, ungegenständliche Formen zu schaffen, die ausdrucksmäßig an so etwas wie an Hände, die von Grünewald gemalt sind, herankommen. Ich betrachte mir immer wieder Detailaufnahmen vom Isenheimer Altar und stelle dabei jedesmal fest, daß dort eigentlich jede Form abstrakt ist — und doch geladen mit Ausdruck. Von solchen Formen träume ich.»

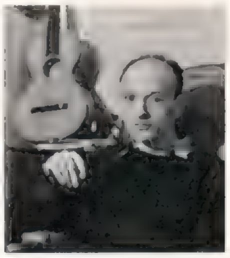
BRIGNONI Serge, in Bern, wurde 1903 in Chiasso geboren, besuchte kurz das Gymnasium in Bern, um dann Schüler der Staatlichen Kunstakademie in Berlin zu werden. In Berlin sieht er zum erstenmal Werke der französischen Modernen. Sie veranlassen ihn, nach Paris zu übersiedeln. «Ein Bild von Chirico, das ich etwa 1925 bei Paul Guillaume sehe, stellt eine Kanone auf einem von schlafenden Häuserfassaden umgebenen und in der Mittagssommersonne glühenden Platze dar, neben der an Stelle einer Kanonenkugel eine grüne Artischocke liegt, die einen langen dunklen Schatten in den Lichtteil des Bildes wie einen Keil vorstreckt. Zur selben Zeit sehe ich noch ein Bild vom noch unbekannten jungen Spanier Salvador Dali, ‚Le sang est plus doux que le miel', das die Methode ‚paranoia-critique' kennzeichnet: paranoia oder délire d'interprétation, das heißt hineinsehen fremder Dinge in an sich Vertrautes. Es ist die Zeit, wo neue junge Künstler auftauchen, Masson, Max Ernst, Dali, Tanguy usw. und die ersten Manifeste des Surrealismus erscheinen.» Brignoni wird selber Surrealist.

CIOLINA Tonio, in Bern, wurde, als das 19. Jahrhundert gerade am Ausklingen war, im stachliggiftigen Licht des Skorpions geboren. «Die Kunstkrankheit jedoch brach erst nach abgeschlossener Schul- und kaufmännischer Lehrzeit auf dem Umwege über eine überschwengliche Musikbegeisterung bei mir aus. Da mir jede musiktheoretische Kenntnis fehlte, versuchte ich mit Farbe und Pinsel zu ‚komponieren'. Aber über die Malerei, als die Kunst des Umsetzens dreidimensionaler Dingwelt vermittels Form, Farb- und Tonverhältnissen auf eine gegebene Fläche, sollte ich erst 23jährig nach dem Bekanntwerden mit dem Franzosen Le Beau begrifflich klar werden. Le Beau, der nach dem ersten Weltkrieg vorübergehend am Neuenburgersee malte und unterrichtete, wurde mein erster Lehrer. Ein sommerlicher Malkurs bei ihm entschied den Berufswechsel und gab mir von vornherein *die* Richtung, von der ich in der Folge kaum je wesentlich abwich.»

DUBUIS Fernand, in Genf, wurde am 25. April 1908 in Sitten geboren. Nachdem er seine klassischen Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt beendet hat, verbringt er einige Monate an der Zeichnungsschule in Lausanne und siedelt 1930 nach Paris über. Er arbeitet in verschiedenen Malakademien des Montparnasse und kopiert auch fleißig im Louvre. 1933 macht er eine Studienreise nach Rom. 1934 richtet Maurice Denis' Unterricht seine Aufmerksamkeit auf den geometrischen Aufbau des Bildes, und auf Severinis Spuren sucht und forscht er geduldig in dieser Richtung. Seit dieser Zeit stellt er in Paris, regelmäßig von der abstrakten Aesthetik inspirierte Bilder aus. 1940 kehrt er in die Schweiz zurück.

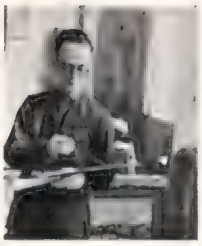
FIAUX Lélo, in Lausanne. «Wie macht man eine biographische Notiz? Zuerst zu sagen, daß ich am 16. Januar 1911 geboren wurde, ist furchtbar unangenehm (man sollte es nicht sagen). Trotzdem habe ich meinen Monat gern, der im Steinbock liegt. Jawohl. Und dann? Soll man dann sagen, daß ich zwei Jahre bei André Lhote war, als ich 20 Jahre hatte? Soll man auch von jenen andern Jahren reden, als ich, vor lauter Freiheit toll, von einem Land, von einem Meer zum andern fuhr und so, ohne es übrigens zu wollen, um die ganze Welt? Ach, war das nicht zu wunderbar, um erzählt zu werden? Von den zwei Jahren indessen, die ich dort unten in den Meeren des Südens verbracht, von denen möchte ich gern, daß darüber geschrieben würde. Weil das, ja, weil mich das für immer gezeichnet hat, diese Erde mit ihrem Vorgeschmack des Paradieses, von der man wirklich etwas sagen sollte, nicht wahr? Was auf alle Fälle wahr ist, und wie auch das, was ich in aller Wahrheit sage, daß ich seit meiner Kindheit nur ans Malen dachte und mein Leben seit Jahren und Jahren nichts anderem und allein der Malerei gewidmet ist. Das ist's, was ich gerne gesagt sehen würde in dieser Notiz, und das auch, wie ich das Wahre und das Menschliche suche, das die Malerei verlangt.»

FROIDEVAUX Georges, in La Chaux-de-Fonds, wurde 1911 in der Uhrenmetropole geboren, besuchte die Kunstschule dieser Stadt, besonders einen Modellierkurs bei Perrin. Arbeitete im allgemeinen allein oder dann mit einigen Kameraden, war einige Male in Paris, aber nie lange.



GUBLER Max, in Zürich, wurde 1898 ebendort geboren und sah mit neunzehn Jahren die ersten Cézanne und van Gogh, aber auch den bekannten Berliner Kunsthändler Cassierer, der ihm das Malen ermöglicht. Gubler geht kurz nach Berlin und dann lange nach Italien, bleibt fünf Jahre auf Sizilien und den Liparischen Inseln, um 1930 dann ganz nach Paris zu übersiedeln, wo er schon, ohne jedoch Wurzeln zu fassen, kurz und bewundernd gewesen. Er stellt dort mehrmals aus und macht sich das klangvolle Metall zu einem Namen, um sich schließlich, als sich überall Gewitterwolken am Horizont zusammenziehen, in der Schweiz beim Klösterchen Fahr, einer katholischen Enklave nicht unweit unter dem Herzen der Zwinglistadt, ein kleines Eigenheim mit einem großen Atelier zu bauen, wo er zwischen zwei Abstechern nach Zürich ein arbeitsreiches Leben führt.

HARTMANN Werner, in Emmenbrücke, wurde 1903 am gleichen Ort geboren. Als Zwanzigjähriger kam er nach Paris, wo er an der Akademie Julian und dann bei André Lhote und bei Bissière das Abc der Malerei lernte. Mit dreiundzwanzig Jahren schon stellt er im Pariser Herbstsalon aus, und bis zum Kriegsausbruch und Frankreichs Besetzung nimmt er sowohl an diesem wie an anderen Pariser Salons teil. Wo auf dem Kontinent Kunst ausgestellt wird, in Paris, Brüssel, Venedig, in Basel, Bern oder Zürich, ist er dabei. Ein paar der besten jungen Franzosen sind seine Freunde.



HEGETSCHWEILER, Max, in Zürich, geboren am 5. Februar 1902 in Höngg. «Die nachfolgenden Jahre verbrachte ich in Frankreich, in einem Dorf an der Rhone. (Und dieses Dezennium war in seinen Einflüssen wohl von grundlegender Bedeutung.) Besuchte später die Schulen in der Schweiz. Nachfolgend Kunstgewerbeschulen St. Gallen und Zürich. Erster Aufenthalt in Paris 1923, später Studienreisen in Südfrankreich, dann lebte ich in Paris bis 1940. Besuchte keine Malschule.»

HERBST Adolf, in Zürich, erblickte das Licht der Welt 1909 in Emmenbrücke. «1935 wurde ich, nachdem ich Architekt gewesen, Maler, ging, um mich auszubilden, nach Paris, das ich erst verließ, als es von den Deutschen besetzt wurde. In die Schweiz zurückgekehrt, leistete ich, ich weiß nicht wieviel Tage, Militärdienst als Sappeur, und zwischen zwei Militärdiensten suchte ich den Gesetzmäßigkeiten im formalen und farbigen Ablauf und Aufbau des Bildes nachzuspüren. Da die rein malerische Realisierung eines Bildes schwierig ist, wählte ich möglichst einfache Vorwürfe, ein paar Früchte, darunter oft auch, wie man behauptete, die verbotene Frucht einer Frau.»

HOSCH Karl, in Oberrieden (Zch.), wurde 1900 in Yverdon geboren. Schüler der Zürcher Kunstgewerbeschule 1917—19. Etablierte sich hierauf als freier Maler und entwickelte seine Malerei durch die Praxis. Hielt sich kurze Zeit in Italien und Deutschland auf, später in Paris und Belgien. Einfluß des expressiven Kolorismus. Im Jahre 1931 ließ er sich in einem Zürcher Vorort nieder.

HUNZIKER Max, in Zürich, wurde 1901 geboren und ist seit 1920 berufsmäßig Maler. Vier Jahre war er zuerst in Italien, um dann von 1925 an in Frankreich zu arbeiten, wo er zuerst in der Provence sowohl auf van Goghs wie auf Cézannes Spuren wandelte. Nachher zieht er nach Paris. Eine Ausstellung in einer der besten Avantgarde-Galerien gibt seinem Namen Klang. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz radiert und illustriert er eine Reihe von Büchern und leistet auch als Glasmaler Vorzügliches und Nützliches.

HUTTER Joos, geboren 1914 in Samaden. «Ich nehme immer Bezug auf das, was ich vorfinde, und das sind die Menschen und die Probleme unserer Zeit. Aber nicht das Inhaltliche allein treibt mich zum Malen, letztlich ausschlaggebend ist die Form, das ‚Wie', mit dem ich den Inhalt ausdrücken möchte. Ich will formal und farblich klare Bilder bekommen, ich will allem Aufgelösten, Impressionistischen gegenüber klare zusammengefaßte Formen, die mit dem Inhaltlichen zusammen dann im Bilde die Einheit des Ausdrucks ergeben müssen. Aber zu diesem Ziel fühle ich mich erst unterwegs, und es wird vielleicht noch lange gehen, bis ich es ganz erreicht habe.»

KÄMPF Max, geboren 1912 in Basel. «*Böcklin* war eben der erste starke und entscheidende künstlerische Eindruck, den ich als Siebenjähriger bekommen habe. Dieser Eindruck auf mich ist nie verwischt worden — auch damals nicht, als der *deutsche Expressionismus* in Basel aufkam und andere Künstler, wie z. B. Kokoschka, wichtig für mich geworden. Aber er bedeutet mir doch auch heute noch sehr viel, weil er zu den Künstlern gehört, die nicht nur aus ästhetischen oder formalen Gründen gemalt haben, sondern die malen mußten, weil sie etwas mitteilen wollten. Das verbindet mich mit ihm, denn das will ich auch. Ich habe eigentlich immer nur gemalt, um bestimmte Bilder oder Erinnerungen loszuwerden. Vielleicht entstehen meine Bilder überhaupt aus der Sehnsucht nach etwas Verlorenem. Das alles will nicht heißen, daß mich die Gegenwart nicht interessiere. Sie interessiert mich brennend — aber nicht zum Malen. Ich glaube, ich müßte 50 Jahre alt werden, bis ich die Gegenwart malen könnte.»

VARLINs Atelier

schweiler zu zählen wäre, *Cézanne* war und die von diesem bewirkte Wende und Umwendung des Impressionismus zum Expressionismus. Es wird nicht besonders gesagt sein müssen, daß diese Maler längst aus fremder Satzung fruchtbar ins eigene Gesetz getreten sind.

Zwar hat diesen Anschluß schon einmal die ältere Zürcher, wie übrigens auch die ältere Basler und Berner Generation zur Zeit des ersten Weltkrieges und kurz nachher bewerkstelligt, aber bald hernach wieder unterbrochen oder doch so weit gelockert, daß er noch einmal mit neuen Kräften aufgenommen werden mußte, wollte die junge Generation den Realismus und den Impressionismus, die ins letzte Jahrhundert gehören, wirklich überwinden und nicht bei der ersten ernsteren Schwierigkeit seitens der Kritik und des Publikums wieder zurückweichen, wie das die ältere Generation mit einigen immer noch zu wenig gewürdigten Ausnahmen getan.

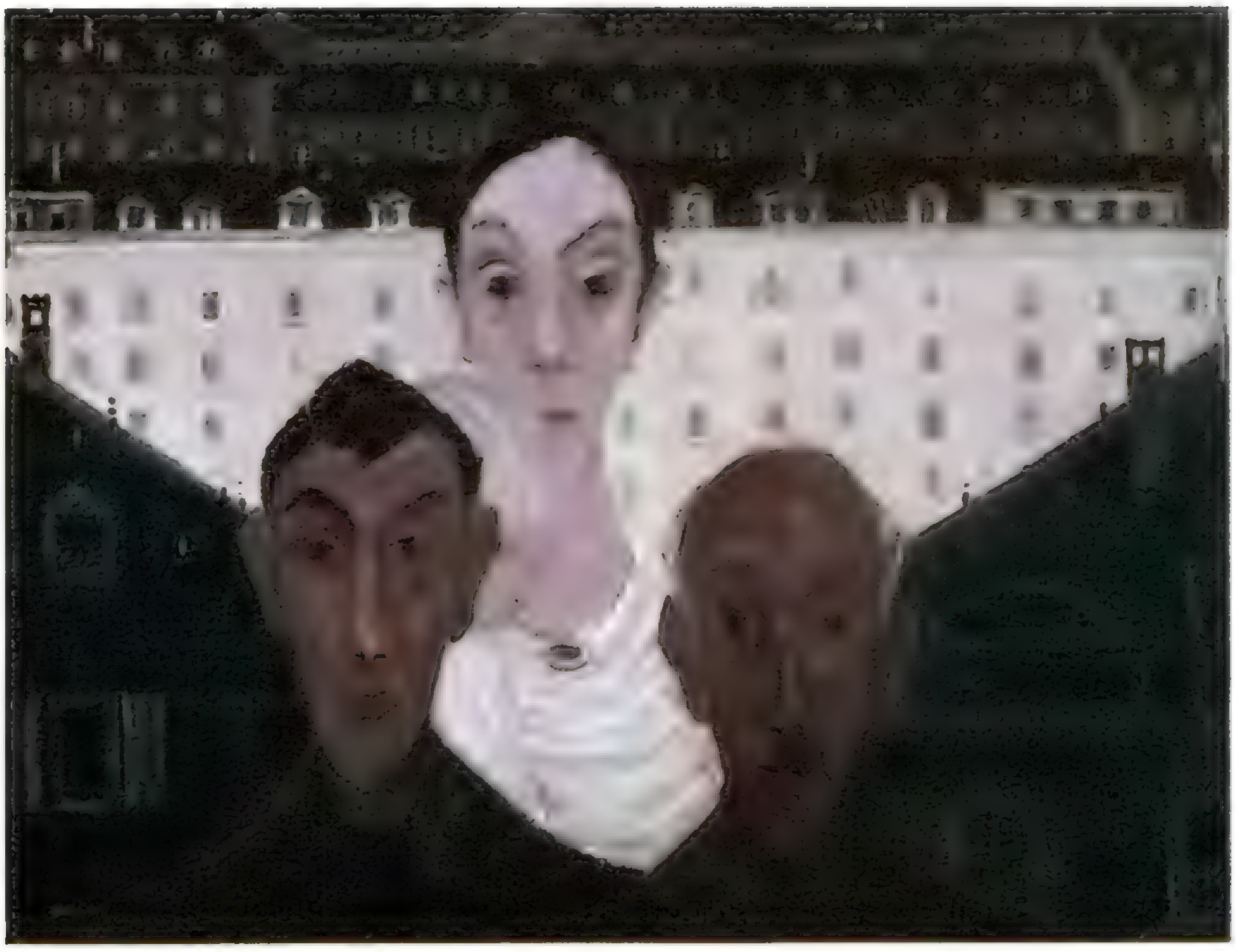
Während — wie man weiß — der französische Fauvismus die Frage der *reinen Farbe* stellte, stellte dann sein Nachfolger, der Kubismus, die Gegenfrage der *reinen Form* (um alles möglichst kurz und einfach zu sagen). Aber eigentliche Kubisten hat es in der Schweiz kaum welche gegeben. Von der älteren Generation könnte man da zur Not den Basler Hindenlang erwähnen. Von der jüngeren Generation gingen wohl einige Künstler — mit Ausnahme des Wallisers *Dubuis*, der einem *humanistischen* Kubismus huldigt — kurz durch die Klärkammern des Kubismus hindurch, um sich dann aber bald, manchmal nur allzubald der zwar logischen, aber keineswegs letzten künstlerischen Konsequenz des Kubismus, dem *Konstruktivismus*, zuzuwenden, der die reine Form, die der Kubismus noch, darin Cézanne folgend, aber auch der primitiven Negerplastik (Picasso), in den geometrischen Grundformen der Natur gefunden, direkt im Geometriebuch selber und in der mathematischen Imagination suchte — womit auch bei uns das asketische Kapitel der *abstrakten Malerei* begann (um uns wiederum möglichst kurz und einfach auszudrücken). Von unseren Konstruktivisten wurden der Basler *Bodmer* und der Zürcher *Leuppi* in unser Panorama aufgenommen. Außer dem nach Amerika gegangenen und dort zu Ehren gekommenen Glarner *Glarner*, gehören sie zu den malerisch begabtesten Künstlern dieser besonders in Zürich zellenbildenden Gruppe.

Aber auch da ließ die Erwiderung, die wiederum von Paris ausging, auch in der Schweiz nicht allzulange auf sich warten. Die reine Form des Kubismus und die dann nur zu reine Form des Konstruktivismus (den übrigens kaum ein geborener Franzose praktiziert hat) erschienen zuerst zwei oder drei französischen Dichtern wie Breton, Aragon und Eluard und dann einem halben Dutzend Malern wie Masson, Miro, Max Ernst, Dali, Tanguy und bald auch dem Protheus Picasso bis zur Unfruchtbarkeit rein oder auch nur steril. Es entstand — um uns weiterhin einer notwendig summarischen Schreibweise zu befleißigen — eine Art gemalte Dichtung oder dichterische Malerei, die des *Surrealismus*, welche in der Schweiz, die, das Heimatland so vieler Maler-Dichter wie Füßli, Böcklin und Welti, nicht ohne Nachfolge bleiben konnte, um so mehr noch, da zwei der wichtigsten modernen Vorläufer des Surrealismus (welche zwar nie eingeschriebene Surrealisten waren, aber dazu gezählt werden), der Italiener Chirico ohne Böcklins Beispiel und der in Bern aufgewachsene und in der Schweiz gestor-

SERGE BRIGNONI

JOOS HUTTER

GEORGES FROIDEVAUX



GUSTAV STETTLER

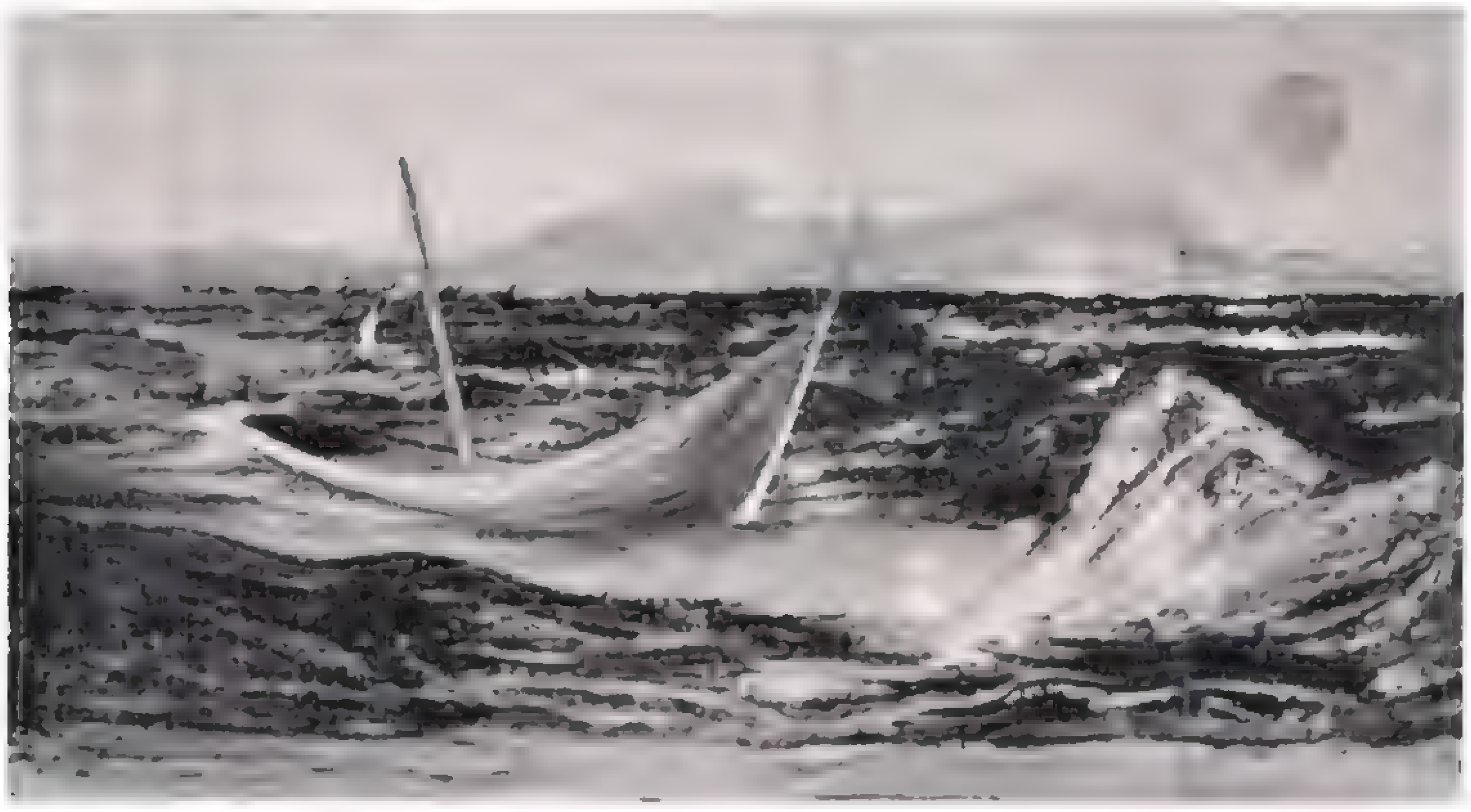
MAX HEGETSCHWEILER

LÉLO FIAUX

CLAUDE LOEWER

KARL HOSCH

LEO LEUPPI



WALTER MÖSCHLIN

bene Paul Klee ohne Weltis Exempel nicht gänzlich deutbar wären, ganz abgesehen davon, daß der oben genannte Franzose Masson lange in Ostermundigen gewohnt und bei Balmer, dem Nachfolger Weltis, gemalt hat. Dazu ist der Surrealismus, wie wenn das nicht ganz genügen würde, teilweise aus dem seinerzeit während des letzten Weltkrieges in Zürich gegründeten *Dadaismus* herausgewachsen. Wenn wir also, wie das der Fall ist, heute mit *Brignoni* und *Tschumy* zwei Berner Surrealisten und mit *Abt* und *Möschlin* zwei Basler Surrealisten haben (wozu sich noch der in Neuyork Professor gewordene Basler *Seligmann* und der unentwegt in Paris wirkende Genfer *Vuillamy* gesellen müßten), so ist das weiter nicht verwunderlich und keineswegs unschweizerisch, sondern gehört ins Konzept, das man von der wahren Schweiz und ihrer wirklichen Ueberlieferung besitzen muß, die nie, wie das etwas zum offiziellen Dogma geworden ist, eine rein realistische gewesen ist und niemals sein wird.

Aber es gab auch eine andere Erwiderung auf den Kubismus (und den Konstruktivismus), als der Surrealismus es war. Und sie wurde auch gegeben, indem einige Pariser Maler wie Borès, Beaudin, denen bald andere folgten, vorsichtig versuchten, die reine Form des Kubismus sowohl vor Verkalkung im Abstrakten wie vor ihrer Auflösung im Literarischen zu bewahren, und zwar dadurch, daß sie ihre Verschmelzung mit der reinen Farbe des Fauvismus erstrebten. Das vollzog sich leise vor etwa zehn Jahren, wird aber erst heute in der großen Welt und in der kleineren der Schweiz etwas lauter gelobt. Wenn aber vor zehn Jahren schon vier Berner Maler, *Ciolina*, *Lindi*, *von Mühlenen* und *Seiler*, diese Entwicklung der Dinge kommen sahen, so dementierten sie damit zumindest die allgemein verbreitete Auffassung von der langsamen Auffassungsgabe der Berner, die bekanntlich nur bedächtig, aber keineswegs langsam sind. Zwar ging Lindi, was ihm gewiß nicht zu verübeln ist, zur — kommerzielleren — Karikatur über. Am beharrlichsten blieb der auch kriegsüber in Paris ausharrende fast überbedächtige Seiler auf dem einmal für gut erkannten Weg. Aber auch der Luzerner *Hartmann* hat da etwas von der kommenden Entwicklung geahnt, vor allem aber dann ein anderer Luzerner, der den zweiten Weltkrieg in Zürich überwinternde *Herbst*.

Der gleiche Versuch einer Synthese von Fauvismus und Kubismus — der Versuch wurde zuerst *Neu-Fauvismus* getauft, die Benennung aber wieder etwas aufgegeben — wird jetzt auch, von jüngeren Kräften noch, von Genf aus unternommen, einmal vom Bündner *Veraguth*, der bei Kriegsausbruch mit dem kühnsten Gepäck von Frankreich nach der Schweiz zurückgekehrt ist (unterdessen jedoch dieses oder jenes von seiner Pariser Packung abgeworfen hat, wohl aber das eine oder das andere wieder aufnehmen dürfte), dann auch von den unabhängig voneinander arbeitenden Genfern *Rollier* und *Parmelin*, wobei Rolliers Schaffen noch in Paris, während dasjenige Parmelins von einem in die Schweiz geflüchteten neu-fauvistischen Maler befruchtet wurde.

Aber nicht nur in Genf, wo etwas von der Atmosphäre des Pariser Salons der «Surindépendants», das heißt der Ueberunabhängigen, webt, ohne sich indessen, wie man sich das lebhaft vorstellen kann, irgendwelcher öffentlichen oder auch nur nachhaltig privaten Förderung zu

MAX HUNZIKER

JACQUES BERGER

MARCEL MEYLAN

LEUPPI Leo, von und in Zürich, hat in Limmatathen die Schulen, nur keine Kunstschulen, besucht und ist dabei allem Anschein nach ausgezeichnet gefahren. Seine erste künstlerische Ausbildung bezog er am Busen der Natur, hat sich aber unter Picassos und der Kubisten Einfluß bald von ihr emanzipiert, indem er aus den zusammengesetzten Formen der Natur die einfachen geometrischen Grundformen der Bildgestaltung logisch verfolgbar ableitete. Nachher — was eine Wandlung in seinem Schaffen bedeutete — nahm er die geometrischen Grundformen direkt zum Ausgangsmaterial der Gestaltung. Er ging infolgedessen so vor, als hätte er die geometrischen Grundformen, Gerade, Kurve, Dreieck, Quadrat, Kreis, nicht durch Abstraktion erhalten, sondern als wären sie konkret gegeben, das heißt greifbarsten Bausteinen gleich. Damit baute er eine Welt auf, welche wenig mit jener zu tun hat, die unser körperliches Auge erblickt, aber viel mit jener andern, welche unser geistiges Auge erblicken kann, wenn es etwas von Platos und Plotins Ideen schauenden Augen hat. Es ist eine gleichsam unbedingtere Dingwelt, welche Leuppi vor unsern Augen entstehen läßt, eine Art Augenmusik des Absoluten.

LOEWER Claude, in La Chaux-de-Fonds, kam dort 1917 zur Welt und erwarb sich am dortigen Gymnasium auch die Matur, um sich dann nach Paris zu begeben, wo er sowohl die freien Kunstakademien wie die Ecole des Beaux-Arts besuchte und in den Museen kopierte. War auch in Italien. Ausstellungen, einzeln oder mit anderen Malern, in Paris, La Chaux-de-Fonds, Neuenburg, Lausanne, Bern, Zürich und Mailand.

MEYLAN Marcel, in La Chaux-de-Fonds, wurde 1911 ebendort geboren, besuchte die dortige Kunstschule, arbeitete in Paris in verschiedenen freien Akademien, wohnte vier Jahre, bis zu Kriegsausbruch, in Cagnes-sur-Mer. Stellte aus in Paris, Epinay, La Chaux-de-Fonds, Neuenburg, Luzern und Zürich.

MOESCHLIN Walter J. «Ich habe ein ziemlich bewegtes Leben hinter mir. Einmal war ich Disponent in der Textilbranche, dann bin ich 2½ Jahre in Niederländisch-Indien gewesen, neun Monate sogar Aufseher auf einer Plantage. Auch Britisch-Indien habe ich kennengelernt. Ziemlich bewegt ist es auch in der Entwicklung meiner Malerei zugegangen. In Basel habe ich meine Ausbildung bekommen und mit der Darstellung von Landschaften und Häusern angefangen. Aber ich wollte ja eigentlich gar nicht Abbilder der Natur geben, sondern mit meinen Landschaften einen bestimmten psychischen Zustand der Menschen und der menschlichen Gesellschaft ausdrücken. Das habe ich jahrelang mit der abstrakten Malerei versucht, bis ich merkte, daß sich seelische Zustände leichter durch gegenständliche Elemente als durch rein abstrakte Formen ausdrücken lassen. So habe ich das Gegenständliche mehr und mehr wieder aufgenommen und bin zum Surrealismus gekommen. Meine Landschaften sind in der Stimmung fast immer düster, weil damit die gleichgeartete Seelenstimmung der heutigen menschlichen Gesellschaft geschildert werden soll als Aufruf an diese menschliche Gesellschaft, den Mut aufzubringen, in ihre eigenen Abgründe vorzudringen und die Ursachen der Krankheit aufzudecken, an der unsere Zeit leidet. Dabei muß sich die Farbe selbstverständlich dem psychologischen Zweck unterordnen.

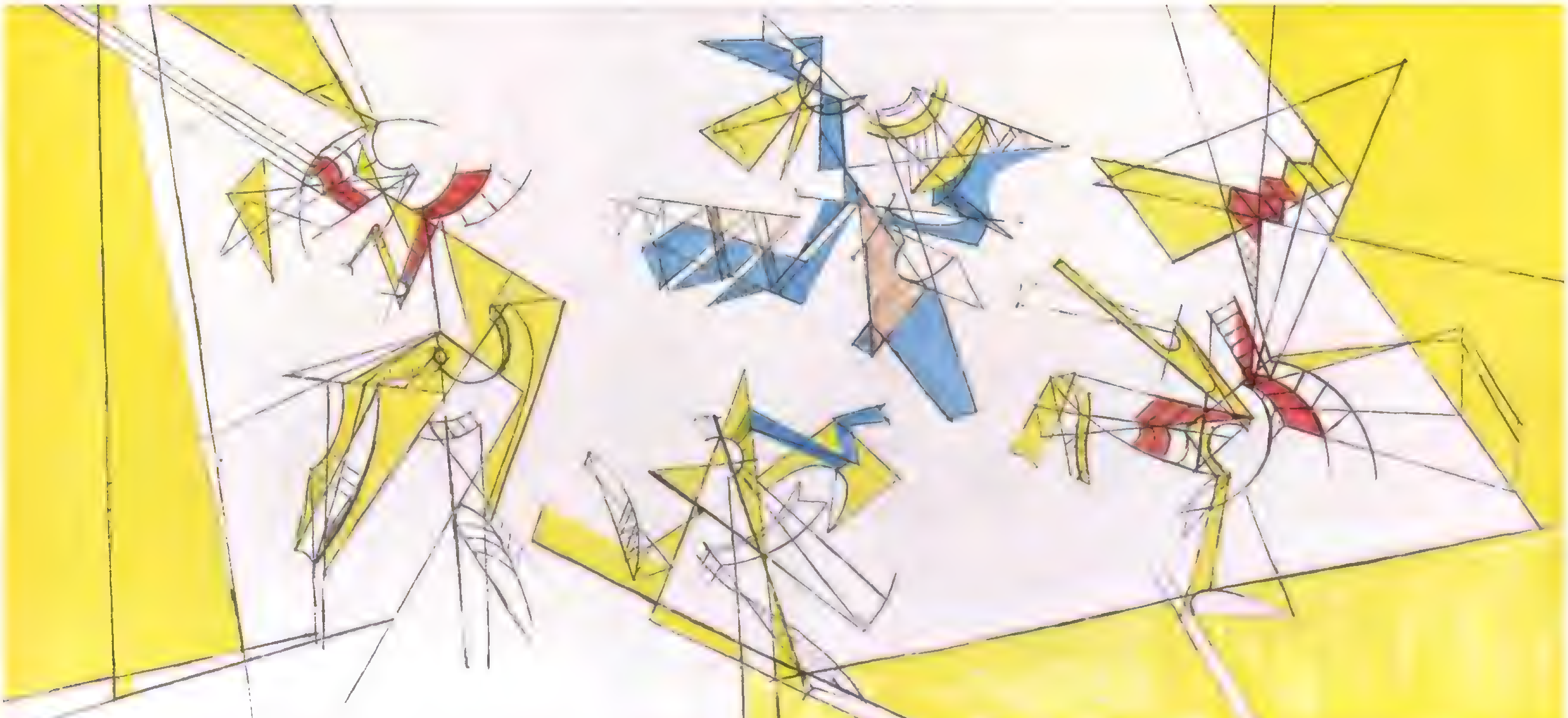
PARMELIN Louis in Genf, wurde 1909 in Winterthur geboren. «1939 wende ich mich gänzlich und endgültig der Malerei zu, und jetzt beginnt das Ringen zwischen dem, was ich auf- und angenommen habe, und dem, was ich in jenem Augenblick als die wahre Aufgabe zu ahnen beginne und wonach ich mit allen Kräften strebe. Um zur gegenwärtigen Auffassung meiner Malerei zu gelangen, durchquerte ich zuerst eine impressionistische Periode, dann eine zweite, worin ich den Ausdruck durch die reine Farbe suchte, und schließlich die dritte, in deren Zeichen mein jetziges Schaffen steht: ich versuche nun, nach einem Wort Whistlers, ‚die Spuren der Arbeit durch die Arbeit auszuwischen' und vor allem zur Vereinfachung meiner Mittel und meiner selbst zu gelangen, um die freudige Gewißheit zu erreichen, daß zwischen meinen Werken und mir kein Graben klaffe.»

ROLLIER Charles, in Genf, wurde 1912 von französisch- und italienisch-schweizerischen Eltern in Mailand geboren, wo er, ohne das geringste zu lernen, die Kunstakademie der Brera besuchte. Er kam 1934 in die Schweiz und ging dann nach Paris und blieb drei Jahre dort, bis ihn der Krieg zwang, in die Schweiz zurückzukehren. «Ich glaube, daß sich in der Domäne der Uebertragung des Räumlichen durch die Farbe noch Entdeckungen machen lassen und daß das ganze Problem Raum—Farbe, Licht—Farbe, noch einmal anzupacken ist.»

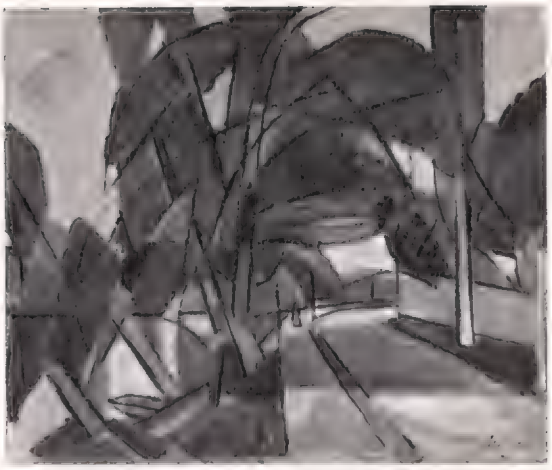
SEILER Hans, in Paris, wurde 1907 geboren. Sein Vater war Arzt in Bern, seine Mutter stammte aus der Welschschweiz. Mit siebzehn Jahren geht er an die Schule der Schönen Künste in Lyon, und zwei Jahre lang treibt er sich mit der Bildhauerei, aber auch in der Lyoner Landschaft herum, bei

MAX VON MÜHLENEN

OTTO ABT



WALTER BODMER



HANS SEILER

OTTO TSCHUMY

TONIO CIOLINA

erfreuen, auch in einer anderen Grenzstadt unseres Landes hat sich etwas Bemerkenswertes ereignet. Junge *Basler* Maler haben da unter dem Schutz der kriegsbedingten Kunstautarkie und wie zum Protest dagegen, eine Art *Neu-Expressionismus* proklamiert, der eine — vorläufig allerdings leis lokale — Synthese des deutschen Expressionismus (plus ein Zuschuß Käthe Kollwitzschem Proletarismus) mit Baslerischem darstellt, zum Beispiel mit erasmischem Salz, aber auch mit karnavalesken Zutaten gewürzten Zeit- und Gesellschaftskritik (die auch dem Basler Surrealisten Abt eigen ist, vor allem aber, fast im Reinzustand, dem — zu früh — verstorbenen Basler Surrealisten Wiemken eigen war). Diese jungen Basler, zu denen *Kämpf*, *Stettler* und *Hutter* und noch andere Maler zu zählen sind (deren Entwicklung jedoch vorerst wohlwollend abgewartet sei), huldigen allesamt einer Malweise, welche etwas vom schon am Anfang des Artikels genannten Jurassen Schnyder abzustammen scheint. Das trocken Pastose der Schnyderschen Jura-Scholle wird ins fett und feucht Pastose des soeben wie von einem Platzregen zum fast firnishaften Glanz gebrachten Basler Asphaltes übertragen. Das ist eine etwas schwarzseherische Malweise, welche unseren jungen Baslern den Uebernamen «Graumaler» eintrug, obwohl sie, wie jedermann selber sehen kann, nicht zwischenhinein eines geradezu blendend hellseherischen Weißes entbehrt.
Des jungen Lebens ist also, wenn man es nur sucht, genug! Zwar wären noch andere Maler aufzuzählen, so — aber alle können wir nicht nennen und noch weniger schon des Platzes wegen in unser Panorama aufnehmen — die exotisch-romantische Lausannerin *Lélo Fiaux* oder den Waadtländer *Berger*, der einmal — was nicht unterschlagen sei — kurz ein Kubist war, dann aber andere Wege, aber auch keine ganz bequemen, ging, so weiter noch die Chaux-de-Fonner *Froidevaux*, *Lœwer* und *Meylan*, die im von allem beschleunigten Kunstverkehr abgeschnittenen Hochtal der Uhrenmacher auf einen etwas einsamen Posten stehen mit ihrer wie zum Beispiel bei Froidevaux im Unmeßbarsten, in der malerischen Empfindung, maßgenauesten Kunst.

Wo ist nun aber, wird man schließlich, und zwar nicht ohne einer gewissen Ungeduld Zucken, fragen, wo aber ist, in all dem nun das Schweizerische? Was zeichnet die aufgezählten Maler denn nicht nur zu Zeitgenossen, sondern auch zu Eidgenossen aus? Auf diese Frage, so begründet sie scheint, gibt es keine einwandfreie Antwort. Das Schweizerische ist eine Verhaltungsweise, deren begriffliche Definition, wenn man so sagen darf, im Gefühlsmäßigen steckengeblieben ist — weswegen und worum das Schweizerische denn so lebendig wirkt und webt. Es ist eben so (beweisen können wir es nicht, aber beschwören), daß unsere Kulturgrenzen und Kantonsgrenzen, die uns nach menschlichem Ermessen trennen sollten, um so weniger trennen, weil sie jeden von uns, läßt er sich nur nicht entmutigen, sein lassen, was er ist oder doch werden will: auch in der Kunst auf seine Weise selig.

ADOLF HERBST

WERNER HARTMANN

welchem Treiben er Maler wird. 1927 macht er seinen ersten langen Aufenthalt in Paris und dabei Bekanntschaft mit dem Maler Gromaire und den Tendenzen der modernen Malerei. Er liebt zuerst die Kubisten, dann verliebt er sich in die «Fauves» und heiratet — eine Französin, nicht ohne vorher noch mit Max von Mühlenen und Ciolina eine Ausstellung in Bern zu machen, die nicht auf die unbedingte Gegenliebe des Berner Publikums stößt, wahrscheinlich weil der Name, den sich die miteinander ausstellende Gruppe junger Berner Maler gab, als etwas unbernisch empfunden wurde; denn sie nannte sich «Ein Schritt weiter».

STETTLER Gustav, geboren 1913 in Oberdießbach (Kanton Bern). Lebt in Basel. Nach dem frühen Tode des Vaters, der ein Baugeschäft hatte, kam ich zu Bauern, wurde dann Flachmaler, ging auf die Walz, und es war wie eine Vorsehung, daß ich nach drei Tagen in Basel Arbeit fand und hier bleiben konnte. Aber da ich dann lange nicht sicher war, ob gerade ich wirklich Maler werden dürfe, habe ich lange Zeit nur im Beruf geschafft und absichtlich nicht gemalt. Bis es mir dann plötzlich ganz klar geworden ist, daß es für mich gar nichts anderes gibt als die Malerei. Zunächst mußte ich mich einmal mit dem Nächstliegenden geistig auseinandersetzen, und das war für mich, der ich als Landbub nach Basel gekommen war, die Stadt. Dann spielt die Familie eine große Rolle, das heißt die Menschen, mit denen ich in nächster Nähe zusammenlebe. Denn im Grunde genommen geht es mir bei allem um eine Vertiefung der Malerei zum Menschlichen hin und nicht in erster Linie um eine direkte Auseinandersetzung mit dem Ernst unserer Zeit, obwohl man das bei meinen Bildern, die so schwer und deprimierend sind, denken könnte. Ich möchte den Menschen — gerade nur vom Menschlichen her — zeigen, was alle großen Künstler — Raffael vielleicht ausgenommen — gezeigt haben: daß man positiv zur Realität und zum Leid stehen muß, um durch das Leid hindurch zur größeren Klarheit zu kommen. Auch will ich selbst später einmal durch die dunklen Farben hindurch zu einer größeren Farbigkeit und zur Freude kommen.»

TSCHUMY Otto, in Bern, wurde 1904 in Bittwil im Kanton Bern geboren, Surrealist bis in die Zehenspitzen, sagt er von sich selber und dem Surrealismus: «Zürich ist meines Wissens die einzige Stadt in der Schweiz, die aus einem Privathaus eine zweckdienliche Bahn in die Luft hinaus fahren lassen kann. Jedesmal gehe ich vom ordentlichen Bahnhof gleich über die nahe Brücke und betrachte mir ein paar Schritte weiter dieses Wunder. Zeigte mir da letzten Dezember ein Berner ein zweites solches Ereignis, das aus einem sandsteingetriebenen, buchstabenbesteckten und bestickten Haus schamhaft eine Rinne in den Boden gefressen hat und durch diese auf den Dolder klettert. Zu einem Bild verarbeitet und gesteigert, finden die Menschen es ganz unmöglich, daß sich diese und andere Dinge solche Scherze leisten können. Und doch fängt hier einer der vielen Fäden des Surrealismus an. Wichtig ist nur, daß man den Faden zu spinnen vermag. Es ist nur eines nötig: mit den Augen arbeiten, die Phantasie baut, so man überhaupt Freude daran hat, selbständig an der Sache weiter. Zum ‚Segelnden Flügel', den Sie nebenbei vor sich haben: ich kam in den zwei-, drei- und vierinstrumentigen Klavierkonzerten von Johann Sebastian Bach auf die Idee. Die vier Flügel: bewegungslose Schiffe, die von den Spielenden nicht vom Ufer gelöst werden können. Alle Objekte kann man umwerten, den Zweck verschieben und lebendige Unterhaltung mit ihnen treiben. Alle Menschen sind voller Schubladen. Unter Staub und Stundenplänen findet man immer wieder spiegelnde Scherben.»

VARLIN, geboren 1900, von und in Zürich.

VERAGUTH Gerold, in Genf, wurde geboren am 7. August 1914 in Basel. Bündner und Basler. Nach qualvollen Mittelschuljahren und mißlungener Matura einige unbefriedigende Monate Graphik-Studium. «1933 begann ich in Paris zu malen und besuchte sporadisch die Académie Ranson. Bissière gab die Korrekturen, deren Wert mir allerdings erst später in vollem Maße bewußt wurde. Eine Reise nach Dalmatien und zwei Aufenthalte in der Bretagne hinterließen mir starke Eindrücke. Während des Zusammenbruchs von Frankreich, Juni 1940, kehrte ich in die Schweiz zurück und ließ mich in Genf nieder.

VON MÜHLENEN Max, in Bern, erblickte 1903 das Licht der Welt. «Erst in Paris sah ich moderne Malerei, und das Verständnis für sie hat als erster André Lhote in mir geweckt. Das erste, was er zu mir sagte, als er einen Akt von mir betrachtete, war folgendes: ‚C'est très bien, monsieur, seulement votre nu ressemble à un dîner qui est composé de pommes de terre, une soupe de pommes de terre, une entrée de pommes de terre, un légume de pommes de terre et un dessert de pommes de terre.' — Vorher, in Zürich und Bern, zeichnete man eben viel runder, viel zu rund! Und der Kubist Lhote hat mir den sehr notwendigen Sinn für das ‚Eckige' im Gegensatz zum Runden erst geben müssen. Ich glaube, daß die *Farbe* für uns Jüngere und für die Jüngsten das wichtigste malerisch-plastische Mittel ist. Sie ist ja die Möglichkeit vieler *neuer Raumgestaltungen*, und darum geht es wohl in aller ernsthaften Malerei. Es gibt einen Hell-Dunkel-Raum und einen Farb-Raum. Mich persönlich interessiert dieser letzte. Wir hatten uns 1930 zu einer Gruppe zusammengetan, Ciolina, Seiler, Lindi und ich, um kollektiver in einfachster Art diesen farbigen Raum aufzubauen, zu untersuchen. Wir hatten zwei Farben, zum Beispiel ein Rot und ein Blau, das Rot füllte die Leinwand, es erfüllte sie; denn es hat etwas unerhört Räumliches an sich, Tiefes und Nahes zugleich. Das Blau hatte die Eigentümlichkeit, daß es als Festigkeit, als Gegenstand wirkt, umgeben von Rot.»

Die biographischen Notizen über die Basler Maler verdanken wir Maria Netter.

Das Plankton unserer Seen und Teiche

VON GOTTFRIED HUBER-PESTALOZZI

Es ist eine längst bekannte Tatsache, daß die Natur jeden irgendwie bewohnbaren Raum mit lebenden Wesen anfüllt, ihn gewissermaßen für das Leben in Besitz nimmt. Man denke an die Pflanzen- und Tierwelt von Schnee und Eis, an die Flora heißer Quellen, an die Fauna lichtloser Höhlen, an die Bewohner stark salz- und natronhaltiger Wässer; man denke an die in das Gestein eindringenden Organismen, seine Verwitterung veranlassend, an die vielen Lebewesen, die tief im Boden, im Holz, sowie in anderen Organismen ihr Dasein fristen. So hat also die Natur auch den *freien Wasserraum* erobert, sowohl den größten der Erde, den Ozean, als auch den kleinsten, den ephemeren Tümpel, und all das mit geeigneten Organismen bevölkert.

Mit geeigneten Organismen! Denn tatsächlich müssen die Wesen, die solche eigenartigen Lebensräume besiedeln, den hier herrschenden Bedingungen durchaus angepaßt sein. So begegnen wir denn auch sehr merkwürdigen Gestalten — in Form, Größe und Lebensweise. Die Natur hat hier durch ihre Organismen technische Probleme lösen lassen und sie auch in der wunderbarsten Weise gelöst. Mit dem griechischen Wort «*Plankton*» wird nur eine der bezeichnendsten Eigenschaften dieser ganzen Lebewelt charakterisiert — nämlich die Fähigkeit, *im freien Wasserraum zu schweben:* «Plankton» leitet sich von plázomai: ich irre umher, ab und heißt wörtlich übersetzt: *das Herumtreibende.*

Die Erforschung der Schwebewelt unserer Süßwasserseen ist von der Planktonforschung des Meeres ausgegangen. Unser Landsmann François Alphonse Forel in Morges war der erste Schweizer, der 1869 systematisch mit Planktonstudien im Genfersee begann.

Das *Plankton* stellt wohl die arten- und individuenreichste Lebensgemeinschaft dar und besteht aus einer Unmenge äußerst kleiner Pflanzen und Tiere. Ihr Zusammenleben ist in den wenigsten Fällen ein friedliches: die tierischen Organismen, so winzig sie sind, erweisen sich als richtige Nimmersatte, indem sie ohne Unterlaß auf die noch winzigeren pflanzlichen Lebensgenossen Jagd machen. Denn im Kleinen ist es wie im Großen: das Tier lebt auf Kosten der Pflanze, zuweilen verschlingt es auch seine kleineren Artgenossen. Der pflanzliche Anteil überwiegt. Die Natur ist auch hier verschwenderisch. In manchen Seen geht die Menge der Planktonpflänzchen schon in wenigen Kubikmetern zuweilen in die Milliarden. Nur in unseren Hochgebirgsseen kann sich das gegenseitige Verhältnis derart ändern, daß dann der tierische Anteil überwiegt.

Welche Mittel stehen uns nun zur *Erbeutung* des Planktons zur Verfügung? Am einfachsten geschieht der Fang mit einem Planktonnetz. Die Maschenweite beträgt dabei 30—50 Tausendstelsmillimeter. Diese Netze werden von einem langsam fahrenden Boote im Wasser nachgezogen, wobei eine bestimmte Wassersäule durchfiltriert wird. Die Organismen bleiben im Netze zurück und sammeln sich in einem Becherchen, das durch einen kleinen Hahn entleert werden kann. Es ergießt sich dann eine grünliche, graue, gelbliche, braune, rötliche oder bläuliche Brühe in unser gläsernes Sammelgefäß, das wir sofort mit der Lupe betrachten. Zuweilen ist unser Fang aber auch wasserklar und zeigt nur wenige Organismen.

Nun hat aber die Erfahrung gelehrt, daß noch recht viele der kleinen Organismen durch die Maschen schlüpfen. Es sind dies ganz winzige Lebewesen, meist pflanzlicher Natur, richtige Zwerge innerhalb dieser ohnehin schon mikroskopischen Lebewelt. Sie messen wenige Tausendstelsmillimeter und werden durch Zentrifugierung gewonnen.

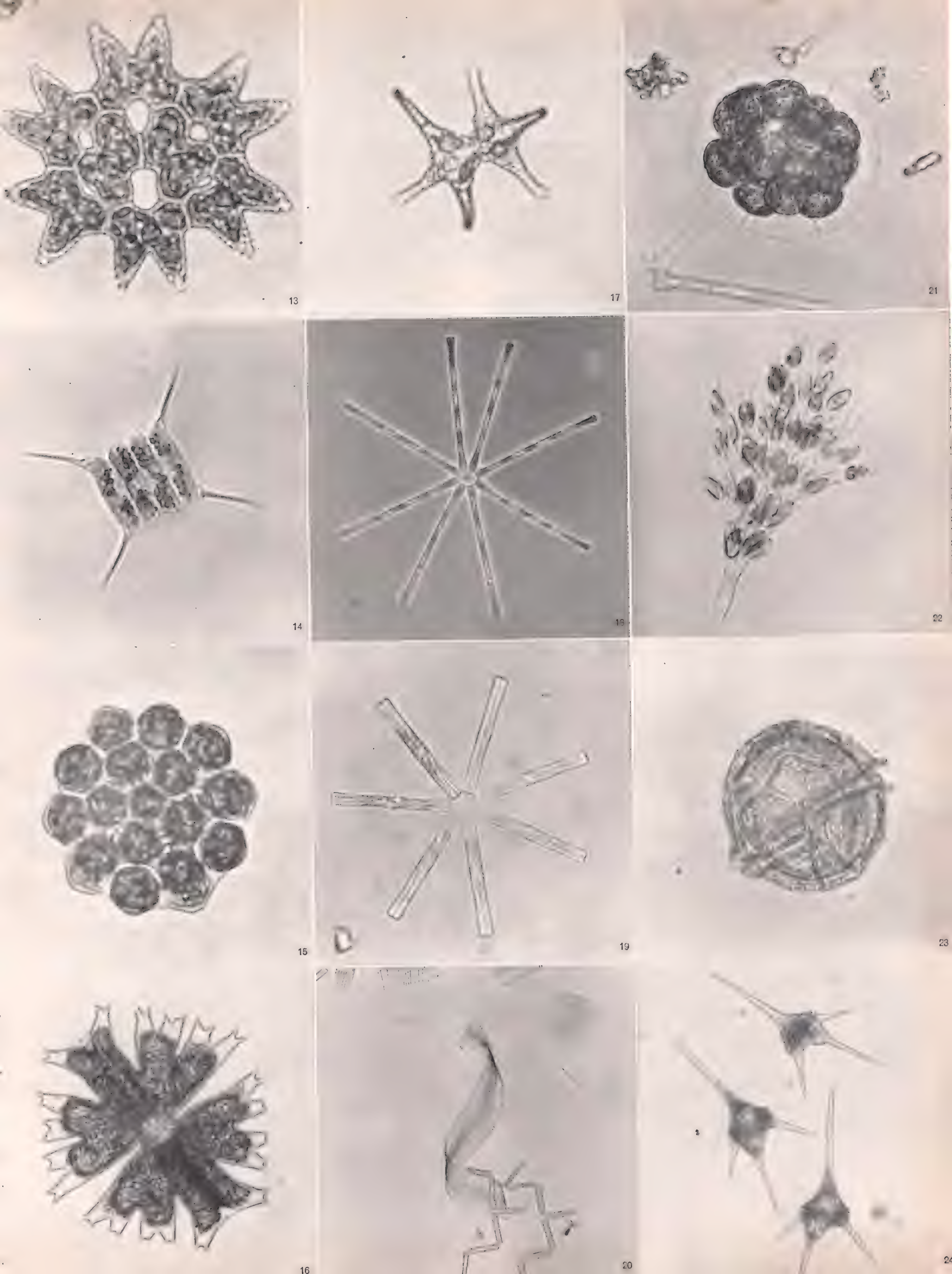
Unserem Fanggefäß entnehmen wir nun mit einer Glaspipette einen Tropfen und bringen ihn auf einem Objektträger unter das Mikroskop. Die schwache Vergrößerung (80—100fach) zeigt uns eine ganze Welt eigenartiger Gestalten. Zwischen kleinen Nadeln, Sternen, Zickzackbändern, kammartigen Gebilden, die wir wegen ihrer Unbeweglichkeit sofort als Pflanzen erkennen, hüpfen oder schwimmen winzige Wesen, oft pfeilgeschwind, durch das Gesichtsfeld. Sie sind zum größten Teil so hell und durchsichtig, als ob sie in Mänteln von Zellophan steckten. Wir sehen verschiedene Kleinkrebse, die verzweifelt mit ihren Ruderorganen um sich schlagen. Wir sehen, wie ihr erregtes Herzchen schlägt, und betrachten das große schwarze Auge mit den glänzenden Kristalllinsen. Zuweilen wohnen wir auch der Miniaturgeburt solcher kleiner Lebewesen bei, etwa wenn ein Junges den Brutraum des Muttertieres verläßt. Bei den meist zahlreich vorhandenen Rädertierchen bewundern wir das am Vorderende des Körpers unaufhörlich im Kreise sich bewegende Räderorgan, wodurch die Nahrung herbeigestrudelt und auch die Bewegung des Tierchens vermittelt wird. Wir sehen ihr rotes Auge und die Tätigkeit der Kiefer und des Darms. Hie und da rollen auch grüne Kugeln, in farblose Gallerte eingebettet, vorüber, die sich mit äußerst feinen, farblosen Geißeln bewegen. Es sind Kolonien der Maulbeeralge (Pandorina morum) oder, wenn wir das Plankton einem Teiche entnommen haben, die prachtvollen, oft aus Tausenden von grünen Zellen zusammengesetzten Kugeln von Volvox. Zuweilen gewahren wir auch merkwürdige bäumchenartige Kolonien, die zarten Dinobryen, die langsam durch das Gesichtsfeld ziehen; es sind ebenfalls Pflänzchen, die nicht nur zu schweben, sondern auch zu schwimmen vermögen. Kurz, es herrscht auf einem winzigen Raume ein reges Leben.

Aber das Plankton will nicht nur von der *ästhetischen* Seite her betrachtet sein. Es gibt auch eine rein *praktische* Seite der Planktonuntersuchung, nämlich die regelmäßige Kontrolle bei der Trinkwasserversorgung, und zwar überall da, wo das Wasser aus einem See bezogen wird. Hier arbeiten Planktonkunde und Bakteriologie aufs engste zusammen. Eine andere praktische Frage bezieht sich auf den allfällig wirtschaftlichen Fischeinsatz in ein Gewässer, wobei bestimmt werden muß, ob das vorhandene Plankton für die Ernährung bestimmter Fischarten genügt.

Vor allem möchten wir nun aber folgende Fragen beantwortet wissen: Wie kommt es, daß diese Lebewesen sich im Wasser schwebend zu erhalten vermögen? Warum diese merkwürdigen Formen? Weshalb diese eigentümlichen Körperanhänge, diese Borsten, Hörner, Stacheln und Nadeln?

Der *Schwebevorgang* ist kein so einfaches Geschehen, wie dies bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen mag. Jeder Körper verliert im Wasser zunächst einmal soviel von seinem eigenen Gewicht, als das Gewicht des von ihm verdrängten Wassers beträgt. Ist nun noch ein Uebergewicht vorhanden, so wird dieses den Körper in die Tiefe ziehen. Je kleiner nun dieses Uebergewicht ist, desto langsamer wird er sinken. Darum werden sehr leichte Körper nur langsam absinken. Aber sinken werden sie doch, weil eben auch in der kleinsten Menge

1
5
6
3
8


13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24

die lebende Substanz immer noch etwas schwerer ist als das Wasser. Damit also der Körper zum Schweben gelangt, müssen außer seiner Kleinheit noch andere Faktoren mithelfen, um dieses Ziel zu erreichen. Eines dieser Mittel ist zum Beispiel der «Einbau» von leichten Substanzen in den Körper, und so haben es zahlreiche Planktonorganismen «verstanden», größere Oel- und Fettmengen oder auch Gase in ihre Körpersubstanz einzulagern, wodurch sie nun wirklich zu Schwebeorganismen geworden sind.

Zahlreiche Plankter, denen solche Mittel nicht zur Verfügung standen, mußten sich auf andere Weise behelfen. Sie bedienen sich besonderer, gegen das Absinken möglichst wirksamer Formen, etwa derjenigen einer kleinen Scheibe, einer runden oder länglichen Schachtel oder Trommel. Dabei soll der Widerstand gegen das Absinken möglichst groß sein, was hier jeweils durch eine besondere Flächenvergrößerung erreicht wird. Um diese Fläche weiterhin zu verbreitern, werden an ihrem Rande von manchen Organismen — nach Art von «Auslegern» — noch Nadeln, Stacheln oder Borsten ausgebildet. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß diese sogenannten Schwebefortsätze neuerdings noch eine andere Deutung erfahren haben. Sie werden nämlich auch als «Antennen» aufgefaßt, welche die Aufgabe haben, die allerfeinsten Wasserströmungen aufzufangen und dem Schweben dienstbar zu machen. Wir wissen nämlich, daß auch im scheinbar ganz ruhigen Wasser stets feine und allerfeinste Strömungen vorkommen. Es ist dies die sogenannte Turbulenz des Wassers.

Diejenigen Schwebewesen, die sich zu Kolonien vereinigen, treten ebenfalls zuweilen in recht typischen Formen auf, indem sie sich zu Bändern, Ketten, Sternen, Knäueln, Netzen zusammenfügen; auch Zickzackformen, kunstvoll perforierte Platten, durchbrochene Kugeln kommen vor.

Ist die Formenfülle der Planktonorganismen des Süßwassers schon eine ganz erhebliche, so ist diejenige des Meeres noch weitaus größer. Hier kennen wir zum Beispiel Arten mit regelrechten Fallschirmen, Gaskammern, Schwimmballonen, feinsten Gitterwerken und so weiter.

Nun ist aber das Wasser auch für unsere Kleinlebewesen zuweilen ein trügerisches Element. Beträgt nämlich sein Tragvermögen bei 0° ein Maximum, so ist dasselbe bei 25° nur noch die Hälfte davon, das heißt: der Körper sinkt bei der sommerlichen Wassertemperatur gerade doppelt so rasch.

Das Plankton, das alle Meere von Pol zu Pol und alle Binnenseen bewohnt, ist die größte Lebensgemeinschaft der Erde. Es kommt ihr auch ein sehr ehrwürdiges Alter zu; denn wir kennen aus frühen Erdepochen ganze Schichten, die aus den verkalkten oder verkieselten Schalen dieser Organismen bestehen und vor Hunderten von Jahrmillionen aus dem Wasser abgelagert worden sind.

TIERISCHES PLANKTON

Fünf Vertreter der **Wasserflöhe** (Cladoceren):

1 Der langarmige Tiefenschweber, Bythotrephes longimanus, mit der Leptodora zusammen der merkwürdigste Wasserfloh unserer Seen. Im Brutraum auf dem Rücken sind die Embryonen erkennbar. Zürichsee. 11fach vergrößert

2 Der Glaskrebs, Leptodora hyalina, wie der Bythotrephes ein arger Räuber. Zürichsee. 10fach vergrößert

3 Dieser Wasserfloh trägt den wissenschaftlichen Namen Diaphanosoma brachyurum. Ansicht von vorn. Greifensee. 80fach vergr.

4 Die Helmdaphnie, Daphnia cucullata, in Seitenlage. Hinter dem C-förmigen Darm ist das Herzbläschen zu sehen. Greifensee. 60fach vergrößert

5 Das Langrüsselkrebschen, Bosmina longirostris, mit eingelagerten Oeltropfen hinter dem Darm. Weiher am Zürichberg. 150fach vergrößert

Zwei Vertreter der **Ruderfußkrebschen** (Copepoden):

6 Diaptomus gracilis und

7 Cyclops strenuus, Hüpferlinge, beide vom Rücken her gesehen. Diese Tierchen besitzen eigenartigerweise kein Herz. Beide aus dem Genfersee. 35mal vergrößert

Vier Arten von **Rädertierchen** (Rotatorien), einer merkwürdigen, in ihrer systematischen Stellung immer noch umstrittenen Gruppe:

8 Notholca longispina, mit langen Schwebeborsten. Genfersee. 125fach vergrößert

9 Polyarthra platyptera, mit schwertförmigen Ruderanhängen und einem Ei. Genfersee. 280fach vergrößert

10 Synchaeta pectinata. Weiher am Zürichberg. 150fach vergrößert

11 Asplanchna priodonta. Weiher am Zürichberg. 100fach vergrößert
Besonders die beiden letzten Rädertierchen sind glasklar und lassen die Vorgänge in ihrem Innern wundervoll beobachten.

Nun folgt ein **Einzeller** (Protozoen):

12 Acanthocystis lemani, zu den Sonnentierchen gehörend. Deutlich sind im Phasenkontrastverfahren die geraden und trompetenförmigen Kieselnadeln zu sehen. Genfersee. 720fach vergrößert

PFLANZLICHES PLANKTON

Drei **Grünalgen** (Chlorophyceen):

13 Pediastrum duplex, Zackenrädchen, bestehend aus 8 Zellen in tafelförmiger Anordnung mit Lücken. Tümpel beim Katzensee. 1200fach vergrößert

14 Scenedesmus quadricauda, Vierschwanzbändchen. Vierzellige Kolonie, Randzellen mit je zwei Borsten. Fundort wie 13. 1450fach vergrößert

15 Coelastrum sphaericum, Hohlsternchen, aus 16 Zellen in kugeliger Anordnung. Fundort wie 13. 1200fach vergrößert

Zwei **Zieralgen** (Desmidiaceen):

16 Micrasterias crux-melitensis, Malteserzellsternchen. Bestehend aus zwei symmetrischen Halbzellen. Tümpel beim Greifensee. 500fach vergrößert

17 Staurastrum gracile, Kreuzsternchen, einzellig. Greifensee. 650fach vergrößert

Drei **Kieselalgen** (Diatomeen):

18 Asterionella formosa, Sternstäbchen, eines der häufigsten und reizvollsten Planktonwesen, aus 8 Zellen bestehend. Phasenkontrast-Verfahren. Genfersee. 500fach vergr.

19 Tabellaria fenestrata, Tafelstäbchen, 7zellig. Zürichsee. 550fach vergrößert

20 Fragilaria crotonensis, spiralbändrige Kammalge. Genfersee. 120fach vergrößert

Vier **Geißelalgen** (Phytoflagellaten):

21 Pandorina morum, Maulbeeralge, 16zellig, von einer Gallerthülle umschlossen. Von jeder Zelle gehen, die Hülle durchstoßend, zwei lange Bewegungsgeißeln ab. Genfersee. 600fach vergrößert

22 Dinobryon sertularia, Becherbäumchen. Jede Zelle sitzt in einem durchsichtigen Becher. Tümpel am Zürichberg. 380fach vergrößert

23 Peridinium cinctum, Gürtelalge, nur aus einer Zelle bestehend, Geißel nicht sichtbar. Genfersee. 650fach vergrößert

24 Ceratium hirundinella, Schwalbenschwanzalge, einzellig. Auch hier ist die feine Geißel nicht zu sehen. Zürichsee. 220fach vergr.

Mikrophotos nach lebenden Objekten aufgenommen von Hans Traber

Ueber das Aufstehen an einem kalten Morgen

VON LEIGH HUNT (1784—1859)

Es gibt Leute, die behaupten, es sei eine Kleinigkeit, an einem kalten Morgen aufzustehen. Wir hätten ja bloß einen Entschluß zu fassen, sagen sie, und schon sei es geschehen. Das mag seine Richtigkeit haben: etwa so, wie wenn ein Schuljunge bloß für eine Tracht Prügel herhalten muß — und schon ist es geschehen. Aber wir haben es ja überhaupt noch gar nicht bis zu dem besagten Entschluß gebracht; wir finden es im Gegenteil höchst vergnüglich, die Frage redlich hin- und herzuwenden, ehe wir aufstehen. Liegen bleiben und dennoch nicht müßig sein! Das liefert uns ein ausgezeichnetes Argument gegen die, welche fragen, wie ein denkendes Wesen, ein mit Vernunft begabtes Werk des Schöpfers, denn das Liegenbleiben verantworten könne. Wie? Nun, indem man, die Schultern ins Bettzeug gehüllt, ruhig das Für und Wider bei sich erwägt. Oh, es ist eine ausgezeichnete Art, vernünftig und unbefangen ein halbes Stündchen zuzubringen.

Wenn jene Leute bloß nachsichtiger wären: sie brächten es mit ihren Gründen weiter. Aber sie neigen so sehr zu unzulänglichen Argumenten und dogmatisch versteiften Behauptungen, daß man sich wünschen könnte, man sähe sie eines bitterkalten Morgens um sein Bett versammelt, während man vor ihren Augen daliegt. Denn sie sollten wirklich einmal beide Parteien hören, die im Bett und die außerhalb.

Vor allen Dingen würde der beleidigte, aber ganz ruhige Appellant sagen: ich habe die ganze Nacht schön warm gelegen und finde meinen Organismus vollkommen in einem Zustand, der dem eines Warmblüters angemessen ist. Aus diesem Zustand in die Kälte hinausgehen ist für ein solches Lebewesen so widernatürlich, daß die Dichter, wenn sie die ganze Macht ihrer Phantasie für die Schilderung der Martern der Verdammten aufbieten, eine der heftigsten Qualen darin bestehen lassen, daß einer unvermittelt aus der Hitze in die Kälte gebracht wird — vom Feuer ins Eis.

Bei der ersten Bewegung, die mich den Vorstufen des Aufstehens näherbringt, stelle ich fest, daß die der Zimmerluft ausgesetzten Teile des Linnens und des Kopfkissens eiskalt sind. Wenn ich dann die Augen öffne, ist das erste, was ich erblicke, mein eigener Atem, der wie im Freien dahinquillt, dem Rauch über dem Landhaus ähnlich (beachten Sie dieses Symptom!). Dann wende ich die Augen seitwärts und sehe, daß das Fenster über und über mit Eis bedeckt ist (man beachte auch das). Dann kommt der Diener herein. «Nicht wahr, es ist doch sehr kalt heute morgen?» — «Sehr kalt, mein Herr.» — «Wirklich sehr kalt, nicht wahr?» — «Wirklich sehr kalt, mein Herr.» — «Ganz ungewöhnlich kalt, nicht wahr, selbst für diese Witterung?» (Dies setzt des Dieners Geist und Gefälligkeit auf eine harte Probe; bis die Antwort kommt, liegt der Fragende auf Dornen.) «Nun, mein Herr .·. . ja, ich glaube es.» (Du Guter! Auf der ganzen Welt gibt es keinen besseren, keinen aufrichtigeren Diener.) «Trotzdem! Ich muß aufstehen. Bitte etwas warmes Wasser.» Hier folgt ein genußreicher Zwischenakt zwischen dem Abgang des Dieners und der Ankunft des warmen Wassers; selbstverständlich ist es zwecklos, währenddessen aufzustehen. Das Wasser kommt. «Ist es auch ganz heiß?» — «Jawohl, mein Herr.» — «Am Ende allzu heiß zum Rasieren; ich muß vielleicht ein wenig warten?» — «Nein, mein Herr: es ist gerade recht.» (Es gibt doch manchmal eine allzu freundliche Korrektheit, einen übertriebenen Tugendeifer — ein wenig beschwerlich.) «Oh, das Hemd — Sie müssen mein frisches Hemd an die Luft tun; Leinwand wird bei diesem Wetter sehr feucht.» — «Gern, mein Herr.» Weitere köstliche fünf Minuten gewonnen. Es klopft: «Ach so, das Hemd — sehr gut. Die Strümpfe — mir scheint, die Strümpfe sollten besser auch ausgelüftet werden.» — «Sehr wohl, mein Herr.» Noch eine Gnadenfrist! Schließlich ist alles bereit außer mir.

An diesem Punkt, fährt unser Bettinsasse fort, muß ich wirklich (und wer könnte es anders?) sehr ernstlich nachdenken über die überflüssige und vulgäre Gepflogenheit des Rasierens. Es ist etwas so Unmännliches (hier mache ich mich behaglich kleiner im Bett), etwas so Weibisches (hier zucke ich zurück, weil ich mit der Zehenspitze in den kälteren Teil des Linnens geriet). Kein Wunder, daß die Königin von Frankreich mit den Rebellen gemeinsame Sache machte gegen den vertrottelten König, ihren Gemahl, der als erster vor ihr glattes Antlitz zu treten sich erdreistete mit einem Gesicht, das wie das ihre war. Nie zeigte Kaiser Julian den überströmenden Reichtum seines Genies überzeugender als damals, als er den wallenden Bart wieder einführte. Man beachte die Bildnisse eines Kardinals Bembo, eines Michelangelo, eines Tizian, eines Shakespeare, eines Fletcher, eines Spenser. eines Chaucer, eines Plato — bei jedem Ticken meiner Uhr könnte ich einen großen Namen nennen . . . Denken Sie schließlich an das Rasiermesser selbst: wie ganz und gar das Gegenteil all dessen, was wir in einem Bett empfinden; wie kalt, wie kantig, wie hart! Wie durch und durch verschieden von allem, was jener warmen, einhüllenden Fülle gleicht, «die sich sanft unseren Sinnen einschmeichelt». Und denken Sie ferner an froststarre Finger: wie rasch haben wir uns geschnitten! Denken Sie an einen schlotternden Körper, ein hartgefrorenes Handtuch und eine Wasserkanne voll Eis — wer da noch behauptet, daß da eben nichts zu machen sei, der zeigt jedenfalls bloß, daß er nicht würdig ist. etwas dagegen zu unternehmen.

Der Dichter Thomson, der in seinen «Jahreszeiten» ausruft:

«Eitler Lüstling! Will der Mensch denn nicht erwachen?»

pflegte bis zum Mittag im Bett zu liegen, weil er fand, er habe keinen Grund aufzustehen. Zwar vermochte er den Nutzen des Aufstehens sich vorzustellen, aber ebensogut konnte er sich den Nutzen des Liegenbleibens denken; dabei bezieht sich sein Ausruf wohlgemerkt auf den Sommer, nicht auf den Winter. Wir müssen die Begründungen natürlich dem einzelnen Charakter anpassen. Einen Geldraffer können schon vier oder fünf Pennies aus dem Bett herauslocken; für einen Studenten wird das nicht genügen. Ein Stolzer kann sagen: «Was soll ich von mir halten, wenn ich nicht aufstehe?» Aber der Demütigere wird freudig auf einen so ungeheuerlichen Begriff von sich selbst verzichten — aus Achtung vor seinem lieben Bett.

Uns ist ein einziges verwirrendes, um nicht zu sagen verwirrtes Gegenargument bekannt, mit dem man dem gewaltigen Behagen,

der «unermeßlichen Wonne» des in Frage stehenden Lasters beikommen kann. Man mag schweigen, solange der Bettinsasse selbstlos erklärt, daß ihm seine Gesundheit und seine Langlebigkeit gleichgültig sei. Aber sobald er darlegt, daß es vernünftig ist, an seine eigene Behaglichkeit zu denken, so muß er ein Anrecht darauf entsprechend auch andern zubilligen. Die beste Art, mit ihm zu verfahren, ist diese (besonders für eine Dame, denn wir empfehlen ernstlich den Einsatz des weiblichen Geschlechts in solchen Fällen): zuerst geben Sie zu, daß alles, was er sagt, äußerst scharfsinnig sei; in ihm habe der Gerichtshof einen ausgezeichneten Anwalt verloren. Dann schauen Sie ihn auf die gutmütigste Art der Welt an, halb Zustimmung, halb Bitte im Blick, und sagen ihm, daß Sie mit dem Frühstück auf ihn warten, daß Sie immer sehr ungern ohne ihn frühstücken und daß sie es jetzt wirklich gern einnehmen möchten; Sie sagen ihm, daß auch die Dienstboten auf ihr Frühstück warten, daß Sie nicht wissen, wie sie das Haus in Ordnung bringen sollen, sofern er nicht aufstehe, und daß Sie sicher seien, er könnte Dinge anstellen, die sogar noch zwanzigmal schlimmer seien, als wenn er jetzt aus seinem warmen Bette stiege und sie alle damit in gute Stimmung versetze. Nachdem Sie das gesagt haben, schieben Sie das (für *ihn!*) verhältnismäßig gleichgültige Problem seiner Gesundheit ein, aber betonen Sie, daß es für *Sie* keineswegs gleichgültig sei und daß der Anblick seines Leidens auch über andere Menschen Leid bringe, daß Sie aber trotzdem, wenn er sich wirklich so sehr nach Schlaf sehne und sich dadurch so sehr erfrischt fühle ... Aber gehen Sie nicht weg; wir können nicht wissen, ob nicht ein schwaches ... Ja, ja: sagen Sie das auch, besonders, wenn Sie es aufrichtig sagen; denn selbst wenn die Schwäche der menschlichen Natur einerseits und die Beharrungskraft andererseits ihn ein- oder zweimal sich hinwegsetzen lassen über Ihre Worte, so bilden gute Laune und wohlmeinendes Wesen letzten Endes doch eine unwiderstehliche Zweiheit.

Weitere Lockmittelchen können je nach dem Fall angewandt werden. Einem Verliebten zum Beispiel können Sie sagen, daß Leute, die lange im Bett liegen, korpulent werden; einem Vater, daß Sie von ihm erwarten, daß er das prächtige Beispiel der Mannhaftigkeit, das er seinen Kindern gibt, kröne; einer Dame, daß sie ihrem Teint oder ihrer von M. oder W. so sehr bewunderten Figur schade; einem Studenten oder Künstler, daß er sich doch immer freue, wenn ihm auf die beste Art ein Tagewerk gelungen sei.

EINE LESERIN: Aber, bitte, Herr Ratgeber, wie verhalten *Sie* sich denn in diesen Dingen?

DER RATGEBER: Oh, gnädige Frau, untadelig, selbstverständlich — wie alle Ratgeber.

DIE LESERIN: Zwar gebe ich zu, daß Ihre Argumentation nicht ganz so verdächtig aussieht wie die übliche Art des Predigens und der Sittenstrenge, aber ich habe meine Zweifel, denn Sie haben da so ein gewisses Lachen ... Angenommen, ich würde morgen früh versprechen ...

DER RATGEBER: Oh, verehrte Frau, ein Blick aus einem Antlitz wie dem Ihren, macht mich zu allem fähig. Schon um neun Uhr werde ich mich aufraffen, wenn es Ihnen gefällt — Verzeihung, um *sechs*, wollte ich sagen.

Deutsch von Albert Bettex

An die winterlichen Postämter — *Victor Wittner*

Gegrüßt, Postämter!, winterliche,
die ihr den Wandrer der windigen
Straßen mit wärmendem Dampf
empfangt und die hinderliche
Kälte ihm von den rindigen
Fingern nehmt und den Krampf

der klammen und krummen Gelenke,
die er bei euch auf das Röhricht
heilender Heizungen tröstend
legt wie am Herd in der Schenke
trockene Brote und töricht
von Unruh sie wendend, sie röstend,

nicht warten mehr kann ihrer Reife
und fester sie andrückt zum Herde,
der fast ihre Wangen versengt ...
gegrüßt ihr Aemter, die steife
Kälte gelöst, die Beschwerde
des Fröstlings mit Wärme beschenkt!

Wie Brot, vom Hauche gebeizt
des winselnden Windwolfs, geschunden
von Frostbärs Krallen, nun auftaut,
vom herrlichen Herde geheizt —
so hab ich die Wunden verwunden
bald, die der Winter mir aufrauht.

Gegrüßt, Post- und Frost-Aemter!

EUROPÄISCHE FÜRSTINNEN DES FIN DE SIÈCLE

NACH DEN ERINNERUNGEN VON HELENE VON NOSTITZ

Die nachfolgenden Porträtaufnahmen aus der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zeigen Frauen aus Königs- und Adelshäusern, Gestalten, die zu ihrer Zeit im vollen Licht der europäischen Bühne standen und der Volksphantasie so vertraut waren wie heutzutage die berühmten Filmschauspielerinnen. Die Bilder führen eine erst vor kurzem zu Ende gegangene Zeit vor unsere Augen, in der als übliche Regierungsform in Europa noch die konstitutionelle Monarchie herrschte und Fürstenhöfe immer noch Zentren politischer Macht und Stätten der Schicksalsbildung für ihre Untertanen waren. Wo man aber die Lebensaufgabe des Hochadels in großem Stil auffaßte, da wurden die Schlösser darüber hinaus zu Horten kulturellen Lebens, wo eine Elite von Künstlern, Gelehrten und Dichtern eine Heimstatt fand — man denke an das, was Duino an der Adria für Rilke bedeutete.

Die Fürstinnen auf unseren Bildern gehören zu denen, die ein letztes Mal etwas vom Glanz des europäischen Hochadels erlebten und darstellten. Immer mehr gehörte die Zeit mit innerer Notwendigkeit seinen beiden Hauptfeinden, dem liberalen Bürgerlichen und dem sozialistischen Arbeiter, durch den ersten und den zweiten Weltkrieg wurde der Adel vollends entscheidend aus der Macht verdrängt. Nur in Resten erhält sich frühere Bedeutung in einigen Ländern. Auch die Frauen auf unseren Aufnahmen vernahmen schon sehr deutlich das seit Jahrzehnten wachsende Grollen und Murren derer, in denen die Wut erwachte beim Gedanken an jene Privilegierten, die über die Freitreppen der Schlösser schritten, die sich an glänzenden Festen in Spiegelsälen mit weichen, roten Teppichen und blitzenden Kronleuchtern bewegten und die bei der Heimkunft im Schein der Windlichter von einem feierlichen Spalier livrierter Diener empfangen wurden.

Allein, selbst in der Zeit des sterbenden europäischen Adels geschah und geschieht noch immer, was sich schon seit Jahrhunderten ereignete: gewisse Ideale, gewisse Formen menschlicher Kultur, die ursprünglich den Besten des Adels eigen waren, wurden von andern Schichten übernommen und leben in ihnen weiter. Da ist die Freude am ungewöhnlichen, am wagnishaften Leben, da ist die Liebe zu den erlesenen und schönen Dingen dieser Erde, das Gebot der gepflegten Form, da ist die Ueberzeugung vom menschlichen Wert all dessen, was vom Nützlichkeitsstandpunkt aus überflüssig erscheint. Und da ist auch einfach unter schlichten Leuten die nachhaltige Erinnerung etwa an das reine, leidende Wesen einer Elisabeth von Oesterreich.

Mitten zwischen den beiden Weltkriegen, die das Schicksal des deutschen Hochadels besiegelten, entstand ein schmales Buch, das mit sensibelster Darstellungskunst noch einmal die Welt der europäischen Fürsten und Fürstinnen des Fin de siècle, fast wie das Märchenbuch die Prinzen und Prinzessinnen, aufleben läßt: «Aus dem alten Europa, Menschen und Städte», von Helene von Nostitz *(zuerst 1924 als Privatdruck durch den Inselverlag in den Handel gekommen). Die Verfasserin, eine Enkelin von Bismarcks Botschafter in Paris, die Tochter eines preußischen Generals, schildert tapfer und zart ihre Gestalten als Vertreter eines Standes, der unweigerlich in den Hintergrund zu treten hat. Zugleich verehrt sie in Rodin, Rilke und anderen großen Künstlern der Jahrhundertwende tröstlich die Repräsentanten einer neuen Aristokratie Europas, die manches geistige Gut jener vergehenden Welt in ihre Hut nahm. Der leise Doppelklang: Wehmut über Vergangenes und Dankbarkeit für rettende Zuflucht im geistig Verwandten, gehört zu dem vielen, was menschlich anspricht in diesem Buch, das wir zu den schönsten Werken der neueren Memoirenliteratur zählen.*

Einige Stellen daraus mögen mit den Bildern auf den folgenden Seiten zusammenklingen. Bx.

DIE WELT UM DEN GROSSVATER. DEN FÜRSTEN GEORG MÜNSTER VON DERNEBURG: IN DER DEUTSCHEN BOTSCHAFT ZU PARIS UND AUF DEM FAMILIENSCHLOSS

Der Fürst tritt herein und begrüßt mit viel Grazie die Wartenden. Es wird etwas wie ein «cercle» daraus. Seine Tochter und Großtochter sind eben aus England nach einer sehr stürmischen Ueberfahrt angekommen. Es wurde aber gleich gebeten, die Damen möchten in großer Toilette präzise acht Uhr zum Diner erscheinen, da viele Menschen zu unterhalten wären. Er begrüßt seine Tochter förmlich, ohne an das Wiedersehn nach langer Zeit zu denken. Seiner Großtochter klopft er auf die Schulter: «Nun, altes Kind, es ist gut, daß Du wieder da bist.» Schon beginnen die Formalitäten der Konversation, und jedes persönliche Gefühl wird zurückgedrängt. Wir sitzen blaß, aber unserer Unterhaltungspflicht bewußt, auf den hohen Stühlen. Und es geht; man bekommt keine Ohnmacht in solcher Situation. Man lächelt und spricht und nippt etwas am Essen, nicht zu viel, und lächelt wieder. Auch dieser Abend wird vorübergehen. Doch manchmal ist man trotz der Müdigkeit gefesselt. Denn Münster erhält das Gespräch auf einem Niveau, das immer wieder anregt. Feine Repartien fliegen hin und her, und man hat immer das Gefühl, daß der Gastgeber die Situation beherrscht und die inneren Fäden der geistigen Motive bei allen erkennt und leitet.

Die Gespräche beginnen wieder. Die Stellung der deutschen Diplomaten in Paris war noch immer schwierig, und die Sekretäre waren oft vereinsamt, so daß die Botschaft eine willkommene Zuflucht bedeutete. Mein Großvater sprach auch gern oft eingehend mit seinem ganzen Stab, und so lebten wir eigentlich zusammen wie eine große Familie. Von Franzosen sah er mit Absicht meist die Leute der Regierung, weniger das Faubourg St. Germain, da er in lebendiger Fühlung vor allem mit den bestimmenden Persönlichkeiten sein wollte. Nur einzelne Gestalten der Aristokratie traten ab und zu auf, wie die Comtesse Greffulhe. Es war immer ein Ereignis, wenn sie in einem Salon erschien. Ihr dunkles Auge hatte den feuchten Glanz, den man

manchmal bei Spanierinnen sieht. Toilette und Bewegung bildeten eine bezaubernde Einheit. Oft hielt sie halbzerstreut seltene Blumen im Arm, die genau wußten, wie sie sich in das Bild einzufügen hatten. Wenn sie redete, kam eine ungewöhnlich gutgeformte Sprache aus ihrem Munde, dessen feine, geschwungene Lippen immer eine zugespitzte Repartie bereithielten. Als ich dem Dichter und Aestheten Montesquiou, der sie sehr bewunderte, sagte: «Madame Greffulhe est encore très belle»; antwortete er ganz in ihrem Geist: «Que Vous êtes cruelle Mademoiselle!» Mit unnachahmlicher Grazie und Kultur stellte sie sich oft in den Dienst der Vermittlung zwischen Frankreich und Deutschland. Sie setzte die erste Tristan-Aufführung in Paris durch.

Im grünen Empire-Salon, wo alle noch versammelt sind, spielt man jetzt «curling». Auf einer langen, glänzend polierten Holzplatte wirft man die Steine wie beim «boccia». Es ist ein schottisches Spiel und stammt wohl noch von Lady Harriet Sinclair, der zweiten Frau Münsters. Er liebte an ihr den unüberwindlichen Mut, der die wildesten Pferde am liebsten bezwang. Stundenlang fischte oder jagte sie in Männerstiefeln bei schlechtestem Wetter. Welcher Kontrast zu seiner ersten russischen Frau, die einst mit Säcken voll köstlicher Edelsteine eingezogen war und, perlenbehangen, in weißen Seidenkleidern, jeden Windstoß fürchtete. Sie liebte glänzende Feste, bei denen die Dienstboten des Hauses ein Orchester bilden mußten, wie die Leibeigenen auf den großen Gütern in Rußland. Ich habe beide Großmütter nicht gekannt. Die Atmosphären dieser zwei Frauen aus fernen Ländern aber sind in den Räumen des großen Derneburger Schlosses niedergeschrieben. Dort goldene italienische Reminiszenzen, Boule-Möbel, primitive Madonnen. Hier ein Bild in schwarzem, strengem Rahmen von einer Frau in hohen Reiterstiefeln, daneben Fischangeln und Gewehre. Welches düstere Erleben liegt doch in den alten Klostermauern dieses Schlosses, das mein Urgroßvater nach dem Wiener Kongreß als Dotation erhielt. Jedes einfachste Vorkommnis nimmt dort ein tragisches Gesicht an und wird dramatisch verwandelt. Ein großer Park umgibt das Schloß, in dem die Bäume einzeln und mächtig wie Monumente auf den großen Wiesen stehen. Auf dem Donnersberge, wo vor Zeiten eine ungehorsame Nonne vom Blitz erschlagen wurde, erstreckt sich die mächtige Eichenallee, in deren Rauschen man Geisterstimmen zu vernehmen meint. Eine unheimliche Einsamkeit umgibt das Mausoleum, in dem die Münsters ihre letzte Ruhe finden. Ueberall weht ein wehmütiges Erinnern, eine dunkle, dämonische Macht, die die Familienglieder gegeneinander treibt und Unglück zu verheißen scheint. Und doch gibt es auch dort milde, träumerische Nächte, wenn der Teich tief unten im Mondlicht schimmert und die Stimme der Nette sich rauschend hören läßt.

Merkwürdige Gestalten versammelten sich um meinen Großvater in Derneburg, wenn er die zwei Monate seines Urlaubs dort verbrachte. Ab und zu erschienen aus «Binder» die «Tanten». Tante Tusnelde und Tante Julie mit ihrem alten Kutscher, dessen Zylinder nie erneuert werden durfte. Sie trugen die Tracht ihrer Mädchenzeit und große schwarzseidene Schleifen im Haar. Streng und unpersönlich saßen sie auf ihren Stühlen beim Tee und lehnten sich nie an. Sie mißbilligten jede weichere Geste, ohne doch unfreundlich gesonnen zu sein. Der kleine harte Schlag, den man auf die Backe bekam, wirkte immer wie eine Ermahnung, wie ein Zuruf «Mehr tenue!» Dies waren zwei der sechs Schwestern meines Großvaters. Er lächelte immer erfreut, wenn sie da waren und schüttelte den Kopf über ihre Eigentümlichkeiten, die er aber als Notwendigkeit anerkannte. *Fortsetzung Seite 29*

1 *Die Königin von Neapel, Gattin Franz II., eine Schwester der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.*

2 *Die Gräfin von Trani, ebenfalls eine Schwester der österreichischen Kaiserin.*

3 *Erbprinzessin von Hohenzollern, Infantin von Portugal.*

4 *Alexandrowna, eine gebürtige Prinzessin von Hessen, Gattin des Zaren Alexander II.*

5 *Dagmar, Zarin der Russen, Gattin Alexanders III., eine Tochter des dänischen Königshauses.*

6 *Königin Viktoria von England.*

7 *Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich, Gattin Franz Josefs.*

8 *Die Königin von Dänemark, umgeben von ihren Töchtern: links die zukünftige Zarin Dagmar, rechts die spätere Gattin Eduards VII. von England.*

9 *Amélie, die Gattin des französischen Königs Louis Philippe.*

10 *Eugénie, Kaiserin der Franzosen, mit Napoleon III. verheiratet.*

Alle Aufnahmen aus der Sammlung Marguerite Milhau

1

2

3

4

6

7

8

9

א׳

10

א׳

DIE MUTTER: PREUSSISCHES PURITANERTUM

Sorgfältig gekleidet und frisiert, saß sie bis in ihr hohes Alter inmitten der Andenken ihrer Mutter und ihrer Vorfahren in einer bunten Welt, der sie eigentlich abgesagt hatte und die sie doch voller Pietät hütete. Da waren die chinesischen Schränke, die venezianischen Spiegel, die verführerisch lächelnden Pastelle, die lieblichen Miniaturen, die Kästen voller Stickereien, Spitzen und reizender Ueberflüssigkeiten aus der Zeit, da noch die kleinen, rotgekleideten Neger die Elfenbeinschirme ergeben für ihre Damen hielten. Wenn sie die Welt ihrer Mutter beschrieb oder über ihren Vorfahren, den Grafen Neale sprach, der zur Zeit Friedrichs des Großen in seinem Berliner Palais ein glänzendes, farbiges Leben geführt hatte, fiel wohl manchmal ein preziöses französisches Wort von ihren Lippen. Aber das waren nur Augenblicke, schon kehrte der Ernst auf ihre Züge zurück. Wie sie jede Autorität, den König, den Staat, liebte und verehrte, so pflegte sie einen ernsten Verkehr mit Geistlichen, und auch die Aerzte waren ihr willkommen. Denn erarbeitetes Wissen liebte sie leidenschaftlich und mehr als die Inspiration. Auch das Dresden Augusts des Starken mit seinen barocken Ekstasen lebte kaum für sie. Wohl nie hatte sie bebend vor Entzücken die Sonnenuntergänge hinter der feingegliederten Fassade der katholischen Hofkirche geschaut, auf der die Heiligen und Engel beseligt in den Himmel zu fliegen scheinen, während golden der breite Strom unter der mächtigen Augustusbrücke daherzieht. Nie ist sie wohl im Mondschein langsam in den Höfen des Zwingers gewandert, wo die heiteren Faune auf duftende Rosengärten blicken. Für sie lebten die nützlichen Straßen der Geschäfte, See- und Waisenhaus- und Wilsdrufferstraße, wo sie meist für andere Einkäufe machte, um sich nur hier und da einmal einen Erholungsgang auf der Bürgerwiese, in der Nähe ihres Hauses zu erlauben. Und ihre Heimat waren die evangelischen Kirchen, wo sie alle Gesänge mitsang und keinen Text verfehlte. Ich erinnere mich noch ihres Erstaunens, als sie mich in solch einem Augenblick, in Gedanken versunken, untätig neben sich sitzen sah. Aber sie ließ andere Welten gelten und störte sie nicht, wenn ihr auch die tatenlose Betrachtung ungeordneter seelischer und körperlicher Zustände eine schwere Ueberwindung bedeutete. In ihren letzten Wünschen verlangt sie vor allem, daß «kein Rühmens von ihr gemacht werde». «Als einfache Magd will sie vor den Herrn treten». So muß ich wohl in ihrem Sinne diese Erinnerungsworte schließen. Immer aber werde ich sie in der Hoheit des Todesschlafes, in dem einfachen Sterbehemd, das sie sich ausgebeten, vor mir sehen. Dieses Streben nach Ueberwindung des äußeren Lebens, nach Zusammenhang mit einer geistigen Welt war auf ihren Zügen in unvergeßlicher Erhabenheit ausgedrückt. Die große Stille war um sie. Nur das Rauschen der Bäume vor dem geöffneten Fenster erinnerte an die Welt, aber es war nicht ein Rauschen wie an anderen Tagen. Es war tief und mitfühlend wie ein Sterbegesang. In den feinen gefalteten Händen lag Ergebung und Kraft.

WIEN: DAS ENDE DER HABSBURGER MONARCHIE

Auf dem Bahnhof standen zum Empfang der Könige und Fürsten, die zur Beisetzung des Kaisers Franz Joseph erschienen, in langer Reihe sämtliche Erzherzöge in ihren glänzenden Uniformen, an ihrer Spitze Kaiser Karl. Dieses Bild, das wie ein alter Stich in einem längst verstaubten Buch einer alten Bibliothek anmutete, inmitten vorbeieilender Eisenbahnbeamten und pfeifender Züge, wird mir immer im Gedächtnis bleiben. Denn das Gefühl der Unwahrscheinlichkeit, das man dabei hatte, war schon ein Zeichen für das bald endgültige Versinken solcher Gestalten.

An einem der Abende nach des Kaisers Tod ging ich durch den sonst so stillen Burghof. Ueberall waren die Fenster erwacht und schimmerten auf den dunklen Platz hinaus, denn der neue Kaiser war dort eingezogen. Die Hofequipagen mit ihren hochtrabenden Schimmeln fuhren eilig durch die Portale. Ja, der neue Kaiser war von Anfang an sichtbarer als Kaiser Franz Joseph. Er wollte menschlich sein. Er griff überall ein und öffnete selber die Lebensmittelläden für die wartende Menge. Er ließ die rassigen, weißen Pferde schwere Kohlenwagen für das Volk ziehen, weil es an Beförderungsmitteln mangelte. Er setzte jede Woche fast einen neuen Minister ein. Aber seine herzenswarme Geschäftigkeit fand wenig Echo im österreichischen Volk, das eine pomphafte, schweigsame Gottheit gewohnt war. Und als er nun später in das kleine Haus in Baden zog, das kaum ein Palais war, wo Speisereste auf den Fensterbrettern herumstanden und die Audienzen vor einem Schirm abgehalten wurden, der das Waschgeschirr des Kaisers verdeckte, war es aus mit seinem Prestige, und man sprach davon, daß die Kaiserin nur einen Hut bei allen festlichen Gelegenheiten trage. Eine intime Nähe entstand, die mit dem Pomp der österreichischen Kaiser nichts mehr zu tun hatte. Aber immer erhielt sich doch noch der Glanz der Fassade vor dem eigentlichen Zusammenbruch. Ich entsinne mich einer Feier in der Minoriten-Kirche. Eine schimmernde Pracht lag über dieser Feier, die ihren Höhepunkt in dem goldbespannten Thron des Kaisers von Oesterreich fand. Wie er, von so großem Pomp umgeben, blaß und unbeweglich in prächtiger Uniform dort saß, war er doch das Symbol des Absterbens jener Begriffe, die er darstellte. Puppenhaft und verstört erschien er. Sein Blick irrte ängstlich umher, als spürte er eine Verfolgung, die nur er wahrnahm. Und die Pracht, die ihn umgab, mutete unheimlich an, wie der letzte Glanz bei einer Totenfeier. Auch von der dann folgenden Krönung in Budapest drangen dunkle Gerüchte nach Wien. Die abergläubischen Ungarn hatten verschiedene Zeichen dabei wahrgenommen, die Unglück bedeuteten...

Im Palais des Erzherzogs Friedrich fand in Wien eine große Soiree für Kaiser Wilhelm und Kaiser Karl statt. Sie war zu Ehren des deutschen Kaisers. Wir wußten alle nicht, daß es das letzte Fest dieser Art in Wien sein sollte. Kaiser Wilhelm war sehr guter Stimmung. Zuversichtlich rief er über den ganzen Saal: «Nun, Karl, in vier Monaten ist der Krieg siegreich beendet!» und dann lachte er laut. Er hielt lange Cercle-Gespräche. Neben ihm stand Kaiser Karl blaß und schweigsam wie eine Prophezeihung der Zukunft.

ABSCHIED VON WIEN

Der weiße Saal mit den roten Stühlen in der Prinz-Eugenstraße ist ganz still. Einige Rosen blühen noch in den Vasen. In einer Stunde verlassen wir unser Haus. Und dort spielt Hubermann noch einmal in diesem Raum, klagend, wie in einer Mondnacht stehend. In diesem Saale, wo so viel Unvergeßliches vorüberzog, wo man unter Rothschild und Eisenberger Tschaikowskis Trio ertönen ließ, wo Pembaur die sonst kühlen Salonmenschen so mit fortriß, daß sie das Klavier umstanden und ihm begeistert zuriefen. Das Klavier, das auf den stillen Garten sah, während in der gegenüberliegenden Epheuwand die Vögel zwitscherten und die Abendwolken drüber hinzogen. Dort spielt Hubermann noch einmal für uns allein, und sein Spiel weiß, was Schmerz und Abschied heißt.

APHORISMEN

Er hat den schrecklichen Vorteil, *immer* Unrecht zu haben. Wie kann man mit ihm kämpfen?!

Sie lachen, wenn ich jene farbigen Glaskugeln, mit denen die Kinder spielen, von unerhörter Schönheit finde. Grund: weil sie nicht viel kosten! Als ob ich gefunden hätte, daß sie viel kosten.

Alle großen menschlichen Fähigkeiten werden leicht mißbraucht; das ist kein Beweis, daß sie keine großen Fähigkeiten waren.

PHANTASIE: Er hatte Gewalt über das Ferne. Folglich aber auch, wenn das Nahe ungünstig war, konnte er sich retten durch das ferne *Gute*. (Er hatte Gewalt über das Ferne: das heißt auch, daß in Friedenszeiten ihm der Krieg gefährlich war.)

Wenn die Phantasie so arbeitet, daß sie die Tat *ersetzen* soll — die mögliche Tat lähmt —, ist sie mißbraucht.

Es gibt Fälle, wo man «Tat» der Phantasie gegenüberstellen kann; damit dann Phantasie Berechtigung habe, zu sein, muß sie: entweder hinführen zu dieser Tat; oder mehr sein als diese Tat (mehr *Tat!*). Dieses ist der Fall bei aller wahren Kunst. (Karl Kraus sagt: «Aber der Künstler geht aus der Flucht vor dem Leben siegreich hervor.») Das erste ist der Fall überall, wo große Tat kommen wird (Lenin). Was in der Mitte liegt, ist Stümperei, ist Sache der Feigen, Faulen.

EIN ORIGINAL. Jedesmal, wenn er im Wald gewesen war, oder in den Straßen oder im Schlaf oder sonstwo gewesen war, wußte er eine Geschichte, Geschichten zu erzählen. «Was der alles sah!» sagten sie. Aber ihn wundert's mehr, was die andern alles *nicht* sahen.

Wenn du nie gefühlt hast, daß du nie stirbst, dann hast du freilich nicht mitzureden. Das ist die äußerste und innerste, die strengste und zugleich allgemeinste Norm für alles Schreiben. Wer nie gesehen hat, daß er ewig ist, hat nicht zu reden.

Wer nie sagen konnte: «Tod, wo sind deine Schrecken?», hat nicht mitzureden. *Wer aber nie erkannte, daß er sterben wird, auch nicht.*

Der Tod ist eigentlich überhaupt nicht schwer zu begreifen, oder es gibt an ihm nur sehr wenig zu begreifen. Jeder begreift, wenn man ihm erklärt: daß man ihn annehmen muß ohne zu rätseln, daß keiner je andere Bedingungen hatte, daß *mit* dieser Bedingung wir zum größten Glanze Zugang haben, daß all unser Leben sich darin abspielt, innerhalb dieser Grenzen hinüberzubauen, die beste Arbeit zu leisten, die über das Persönliche hinausgreifen, mit dem immer Fortdauernden verbinden wird — oder: einzugehen in die Dinge, wobei wir sogar, im Momente, da dies jeweilen geschieht, da unser Denken von einem subjektiven zu einem objektiven Denken wird, das höchste Licht erfahren, das uns erreichbar ist —; und die ganze Fragestellung resümiert sich dann in einer Klarheit, in der uns die so einfache Ueberlegung Montaignes ebenen Fußes erreichbar ist: daß es ebenso närrisch sei, zu weinen darüber, daß wir in hundert Jahren nicht mehr leben werden, wie darüber, daß wir vor hundert Jahren noch nicht gelebt haben. Das begreift der Mensch, wenn er oder andere ihn zu der Höhe seiner Stärke erheben. Dann geht er hin — und fort ist wieder das Begreifen. Es ist ein Beispiel von allen andern dafür, daß Erkenntnisse nicht aufbewahrt werden können.

Wir treten in andere Zustände ein, und fort ist wieder jenes Begreifen. Der Tod wird hinterlistig, schon faßt er uns wieder am Aermel . . .

Wie da nun helfen? — Erstens dadurch, daß wir feststellen: diese anderen Zustände sind schwächere Zustände; dann dadurch, daß wir dort, wo wir sind, wieder Extremes produzieren, daß wir *dort* begreifen, das Dortige — nicht fliehen —! Wenn wir dort begreifen, werden wir auch wieder den Tod begreifen, wieder Zugang haben. So kann man sagen:

Nur das stärkste Leben hält dem Tode stand.

Ludwig Hohl

Hexen- und Zauberglaube in der Schweiz

Der Hexen- und Zauberwahn ist eine Angelegenheit des Aberglaubens. Was wir unter Aberglauben zu verstehen haben, das zeigte im Jahre 1618 an einigen Beispielen ein gewisser Dekan Ulrich Müelich von Balsthal: «So oft einem Ding, sei es Kraut, Stein, Holz, Metall usw., oder auch ausgesprochenen Worten, eine gewisse Wirkung wider den Lauf der Natur von einem Menschen zugeeignet wird, so oft ist es ein Aberglauben. Es ist Aberglauben, wenn man ein Ding, das schon von Natur aus die gewünschte Wirkung hat, nur unter folgenden Umständen wirksam zu gebrauchen glaubt: indem man das Heilkraut bloß an einem Freitag, nicht nach, sondern vor Sonnenaufgang, vor und nicht nach der Messe, mit gewaschenen oder ungewaschenen Händen, nüchtern, ohne zu sprechen, gewinnt, oder indem man drei, fünf oder neun Stengel pflückt, während man den Rücken gegen Sonnenaufgang oder Niedergang kehrt, und dergleichen Narrenwerk mehr. Es ist Aberglauben, wenn man einem Segen oder Gebet eine Wirkung gegen eine bestimmte Krankheit, beispielsweise gegen Fieber, Zahnweh, Brand, zum Blutstillen usw., zumutet; oder wenn man zu einem Gebet gewisse Bilder, Zahlen oder Zeichen setzt oder die Worte eines Segens viereckig, dreieckig oder in die Runde schreiben muß.»

Derartige Formeln fand das Volk in den sogenannten Planetenbüchern, in Zauber- und Beschwörbüchern usw. Wie wir aus den Hexenprozessen vernehmen, bezog sich der Aberglaube auf die verschiedensten Arten von Zauberei und auf Verwirrungen sonderbarster Natur. Zumeist spielen Teufel und Dämonen mit. Um etwas Besonderes leisten zu können, glaubte man, die Hilfe des Bösen in Anspruch nehmen zu müssen. Ja, tat sich jemand durch besondere Leistungen hervor, so geriet er in bösen Verdacht.

Woher solche Wahnideen? Zu allen Zeiten glaubte man an gute und böse Geister. Zahllos sind die Sagen über Geisterspuk, Bergmännchen, wilde Heere, Seelen Abgestorbener, die den Menschen Furcht einjagten. Geister oder Dämonen wirkten durch die Natur, brachten Hilfe oder Schaden und riefen selbst Naturereignisse hervor. Auch Menschen traute man die Fähigkeit zu, in Verbindung mit Geistern Ungewöhnliches zu schaffen.

Solcher Glaube war zumal in Berggegenden und abgelegenen Gebieten heimisch. Denn gerade dort fühlte sich der Mensch hilflos gegenüber höheren Gewalten. Die Tatsache, daß der Mensch die Naturgesetze nicht kannte, war für den Dämonenglauben von ausschlaggebender Bedeutung.

Dämonen- und Zauberwahn schwanden unter dem Einfluß des Christentums. Trotzdem blieben auch im christianisierten Volke manche Ueberbleibsel haften. Es fällt auf, daß Hexen- und Zauberwahn im 14. Jahrhundert wieder aufleben. Dies ist verständlich angesichts der Tatsache, daß damals Sitte und Zucht zerfielen und die Bildung unter der Geistlichkeit bedenklich abnahm. Das 15. Jahrhundert kennt einen seltenen Tiefstand in der religiösen Ausbildung des Volkes. Wahrsager und Zauberer gehörten zum Dorfinventar wie der Pfarrer. Zum Volksglauben gesellte sich, seit der Kreuzzugszeit, den Wahn verstärkend, der Einfluß aus dem Orient, der Heimat des Dualismus, der Hagel- und Regenmacher. Manche Humanisten und Renaissance-Männer waren durchwegs im Hexenwahne befangen. So schreibt der gelehrte Propst Felix Hemmerlin, aus dem Buche Job gehe hervor, daß Dämonen mit Erlaubnis Gottes und unter Beihilfe schlechter Menschen, die sich bösen Geistern übergeben haben, Hagel, Blitz und Ungewitter hervorrufen können. Marco Polo erzählt übrigens aus Persien, daß auch dort das Wettermachen mit teuflischer Hilfe üblich sei.

Ueber den Inhalt des Hexenwahnes geben uns die Hexen selber Aufschluß. Alle erzählen übereinstimmend, daß ihnen in der Not der Teufel erschienen sei mit dem Anerbieten, ihnen zu helfen. Doch die Aermsten hatten vorher Gott und seine Heiligen zu verleugnen, alle geweihten Gegenstände sowie Brot und Salz zu entfernen. Der Teufel übergibt ihnen dann als Lohn Geld, in einen Lappen eingewickelt. Beim Oeffnen aber kommt Laub, Gemülbe oder Unrat zum Vorschein. Der Teufel erscheint oft in Wolfsgestalt oder mit Barett und Feder auf dem Kopf, mit Füßen wie ein Kalb oder eine Geiß oder was dergleichen im Volk verbreitete Vorstellungen mehr sind.

Eine eigene Rolle spielten die sogenannten Teufelsbeschwörer, Schlangenbeschwörer und Schlangensiederinnen; die letzteren suchten die eheliche Treue zu beeinflussen, die andern anerboten sich, Trockenheit und schädliche Tiere zu vertreiben. Im Jahre 1581 behauptete ein Jakob Hagmann, er habe den Teufel in einem Fläschchen gefangen. Es wurde ihm weggenommen und auf den Tisch in der Ratsstube gestellt, in Erwartung der Dinge,

Unten: MICHAEL HERR: Das Zauberfest auf dem Blocksberg (18. Jahrh.) Nach einem vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert weitverbreiteten Volksaberglauben pflegten Hexen und Hexenmeister in der Walpurgisnacht von weit her auf Besen und Bocken durch die Luft zu reiten und sich auf öder Heide oder Bergkuppe zu Schmaus und Tanz und allerlei Teufelswerk mit dem Fürsten der Hölle zu vereinen. Die berühmteste Stätte dieser Art war der Blocksberg im Harz. Das Bild zeigt einen derartigen Hexensabbat in vollem Gang: links der bacchantische Reigen, rechts allerlei Zauber- und Beschwörungsriten, in der Mitte der Kessel, in dem die Zaubertränke zum Verderben oder zur Heilung und Verjüngung der Irdischen gebraut wurden. Verstreut über das Bild Schlangen, Eulen, Kröten und anderes Gekreuch, das man mit der Höllenwelt in Verbindung brachte.

die da kommen sollten. Als aber nichts geschah, warf man das Fläschchen samt Inhalt zum Fenster hinaus.

Als eigentliches Merkmal der Hexen galt die schädigende Zauberei. Um dies vorteilhaft ausüben zu können, verwandelten sie sich nicht selten in Tiere: einer gewissen Margreth Mollet von Bibern wurde vorgeworfen, sie sei als schwarz-weiße Katze in die Roßkrippe des Nachbarn geschlichen und habe schädlichen Samen in das Futter gestreut. Vier Pferde gingen ein. Später, in einen Hasen verwandelt, habe sie in des Nachbarn Garten die Heilkräuter, welche die Bauern gegen die Viehseuche pflanzten, mit giftigem Samen bestreut. Andere Frauen verwandelten sich nach dem Volksglauben in Wölfe, Mäuse und Schlangen.

Im folgenden seien einige Hauptformen des schädlichen Zaubers genannt. Als Mittel zum *Töten und Lähmen* sind bekannt: Salben, Kräuter, Samen, Anhauchen, Beklopfen und Bestreichen. Die Hexe stößt dem Menschen ein in Wachs gedrücktes, vierblätteriges Kleeblatt in den Mund, bestreicht Viehtränkestellen mit Salbe, sät schädlichen Samen auf die Viehweide, berührt unter Anrufung des bösen Geistes Menschen und Tiere und lähmt oder tötet sie.

Schädliche Tiere brachte Jakob Prinz hervor, der im Jahre 1685 bekannte, er habe Hasen, Füchse, Störche, Engerlinge und Graswürmer gemacht. Die hiezu benötigte Salbe erhielt er von seinem Vater, der sie folgendermaßen herstellte: Er schnitt um Mitternacht ein Stück Fleisch von den Knien eines Gehenkten und kochte es im Walde mit Schwefel und Anken.

Stefan Klemenz bekennt Anno 1715 auf die Frage, ob er nicht könne Mäuse und Graswürmer machen: Ja, er kaufe in der Apotheke eine Salbe und bestreiche damit die Bäume, und gleich wüchsen Hunderte von Graswürmern. Mit einer roten Salbe bestreiche er den Waldboden, und gleich schlüpften zahlreiche Mäuse hervor . . .

Besonders gefürchtet waren jene Hexen, denen man die Fähigkeit zuschrieb, im Frühjahr die *Jungsaaten* mit Reif und im Sommer die *Ernte* mit Hagel zu *vernichten*. Sie vermochten auch, den dem Weinstock nicht zuträglichen Nebel, ferner Schnee, Sturm, Lawinen und Regen zu erwirken. Um das zu erreichen, schlugen sie unter Anrufung des bösen Geistes mit Haselstecken in Brunnen, Bäche und Weiher, rauften sich die Haare aus und warfen sie über den Kopf ins Wasser. Adelheid Kurgi gestand im Jahre 1577, sie habe mit einem Hagel die Stadt Solothurn vernichten wollen, ihn aber so stark gemacht, daß er über die Stadt hinweg ins Wasseramt hinauszog.

Ein geläufiger, aber oft mißverstandener Begriff ist jener des Hexensabbats, auch einfach Hochzeit, Bankett oder Tanz genannt. Er fand statt am Mittwoch, Samstag oder an hohen Festtagen und dauerte von abends 9 Uhr bis morgens zum ersten Hahnenschrei. Es kamen nur abgelegene Orte in Frage, z. B. Gänsbrunnen, der Tessenberg und als bekannteste unter allen Hexenwiesen die Prattelnmatte. Die Fahrt zu solchen Plätzen erfolgte durch die Lüfte auf Stecken, Stühlen, Besen, Pferden. Am Ziel fand die Hochzeit statt zwischen dem Teufel und einer neuen Hexe. Es wurde getanzt und viel Fleisch gegessen. Brot und Salz dagegen fehlten immer. Dämonen spielten zum Tanze auf, hier wurde Hagel gemacht, Giftmittel wurden ausgeteilt, die Hexen erhielten Anweisungen für ihre Tätigkeit. Anna Brechbühl sagte Anno 1577 aus: Sie habe mit Bolzli unter dem Weißenstein Hochzeit gehalten, die Gespielen seien alle auf Gabeln, Stecken oder Stühlen hergeritten. Zum Tanze spielten Geiger, Pfeifer, Hackbrettschlager, Trommler und Saitenspieler. Nach dem Tanze erhielt jede ein Luzerner Mus. Auf einem Sabbat in den Freibergen sind einmal gegen hundert Personen zusammengekommen. Der Geiger spielte auf seiner Zunge, die wie eine große Geige aus seinem Maule heraushing.

Solche Aussagen, die sich auf die sonderbarsten Arten von Aberglauben beziehen und von einer unerhörten Phantasie zeugen, ließen sich häufen. Es ist in den einzelnen Fällen schwer zu unterscheiden zwischen Phantasieprodukt und tatsächlichem Treiben. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß beispielsweise der Glaube an Teufelsbuhlschaft von gewissenlosen Männern in unverschämter Weise ausgenützt wurde. Die verschiedenen Arten von Zaubereien wurden tatsächlich getrieben. Vergiftungen waren auch nicht selten. Es ist auch erwiesen, daß Banden von herumziehenden Weibern vom Diebstahle lebten, sich in Schlupfwinkel zurückzogen und ihre Beute verzehrten. Daß dort zuweilen getanzt wurde, erscheint sehr glaubhaft. Bald war um solche Szenen eine Hexensage gebildet. Es ist ferner leicht verständlich, daß eine im Aberglauben aufgewachsene Person auf der Folter zu jeder widersinnigen Aussage fähig war. Ueberdies sind unter den sogenannten Hexen sicher viele Schwach- oder Irrsinnige zu suchen, Leute, die man heute einer Heilanstalt übergeben dürfte.

Auch nach dem Aufhören der Hexenprozesse lebte der Aberglaube weiter. Er bot mannigfache Gelegenheit zu Betrügereien. Gefährliche Betrüger waren die Alraunenhändler und -graber, die Geld verheißende Alraunenwurzeln vertrieben. Solche Gesellen wurden in der Regel einige Wochen eingesperrt und erhielten einen Zettel mit folgender Aufschrift umgehängt: Gefährlicher Alraunenhändler oder: Gefährlicher Leutebetrüger oder Schatzgräber. Alte Leute wissen noch zu erzählen vom «bösen Blick», vom Hauch schlechter Frauen, der kleine Kinder tötet. Um gestohlene Dinge wieder zu erhalten, heftete man einen beschriebenen Zettel auf ein Mühlrad, je schneller sich das Rad drehte, um so schneller lief der Dieb mit der Beute zurück.

Heute lebt der gewinntreibende Aberglaube in mannigfachen Formen in Stadt und Land weiter wie früher, mit dem Unterschiede jedoch, daß die dummen Betrogenen sich auch weiterhin betrügen lassen, die Betrüger aber dem Schrecken eines Feuertodes entgehen.

Ambrosius Kocher

Sechs Aufnahmen von Jakob Tuggener

Die Dorfschule

Das Bauernfenster

Der Winterwald

Knabe und Mädchen in der Torfgrube

Der Alte auf dem Ofenbänkchen

Der Dorfbäcker

2 7 9 8 3 9 5 6 2
7 4 6 5 8 6 10 3 7
4 9 3 10 5 3 2 8 4
9 6 8 2 10 8 7 5 9
13

DER DIEBSTAHL

SKIZZE AUS GENF VON ALFRED FINK

Es war so still in dem verschneiten Hof, daß der junge Mann, der hier eingedrungen war, den Eindruck bekam, als ob die laute, große Stadt sehr weit entfernt sei. Und doch befand er sich inmitten der Häuser, nahe der Kathedrale St-Pierre, gleichsam im Herzen Genfs.

Er schaute sich im Hofe um, und bald folgte sein Blick einem sehr sorgfältig gearbeiteten Gitter, das, die Säulen einer Treppenarkade verbindend, in die Höhe führte. Ueber ihren Bogen waren gediegene Ornamente angebracht aus Stein, einem Stein, der sehr alt sein mußte, denn nur noch erahnen ließ sich die einstige Feinheit ihrer Formen, die von Regen und Schnee und Wind der Jahrzehnte und Jahrhunderte ins Vage verwischt waren. An einer der grauen Häuserwände war ein Kerzenleuchter befestigt, der dieselbe liebevolle Handarbeit wie das Treppengitter aufwies. Seine Scheiben waren zerbrochen, und das Eisen des kleinen Zeltdaches, soweit es unter seiner Schneekappe sichtbar war, verrostet und teilweise zerlöchert.

Lange verweilte der junge Mann inmitten dieses stillen Altstadthofes. Als das Carillon der Kathedrale sein melodiöses und doch etwas hartes Spiel erklingen ließ und darauf ein dumpfer, schwerer Schlag die erste Stunde des Mittags ankündigte, wurde er endlich wieder daran erinnert, daß außerhalb dieses Hofes auch noch eine Stadt lag mit sehr viel Leben und Tätigkeit und daß es dort eine Zeit gab, die immerfort rückte und rückte und einteilte; eine Zeit, die in der Verschwiegenheit dieses Ortes eingeschlafen schien.

So wandte er sich dem Zweck seines Besuches zu und stieg langsam das Treppenhaus empor. Ein wenig Schnee war durch die offenen Bogenfenster auf die Stufen geweht worden, so daß sein Schreiten kaum hörbar war. Fast ehrfürchtig bewegte er sich über die ausgetretenen Steintritte, fast auf den Zehenspitzen.

Im vierten Stockwerk blieb er vor der Wohnungstüre stehen und zog einen leicht angerosteten Schlüssel aus der Tasche. Auch dieses kleine, kunstvoll geschmiedete Ding verriet das alte gediegene Handwerk. Von der Verwaltung des Hauses, die in ihm endlich wieder einen Mieter zu finden hoffte, war ihm dieser Schlüssel übergeben worden.

Laut knarrte es durch den stillen Hof, als er das Schloß in Bewegung setzte. Eine zerrissene Tapete, die in einem Dreieck von der Decke hing, schüttete, von der aufgehenden Türe berührt, eine Handvoll Staub auf ihn herunter. Ein muffig-kalter Geruch erfüllte den halbdunklen Gang, so daß seine Hoffnung, hier eine dem schönen Aufgang entsprechende Wohnung zu finden, schon sehr gedämpft wurde.

Die erste der drei Türen führte in eine große Küche. Ein breites Cheminée war darin so ziemlich das einzig Ansprechende. Eine graubraune Schicht von Staub und Ruß ließ das Rot des Plattenbodens nur matt durchschimmern. Büchsen, leere Flaschen, halbverbrannte Zeitungen und manch anderes lag unordentlich herum. In einer Ecke streckte ein totes, noch nicht einmal ausgewachsenes Mäuschen seine zarten Glieder von sich. Daneben lag eine einarmige Kinderpuppe, die aus verdrehten Augen leblos glotzte. Ein Schüttstein war wohl vorhanden, aber soviel der junge Mann auch an dem kupfernen Hahnen drehte und drehte, kein Wasser lief. Darauf wandte er sich ab, verließ die Küche und begab sich zur zweiten Türe.

In diesem Raume gähnte Leere und Sauberkeit, nichts als Leere und Sauberkeit. Und in dem Augenblick wurde er sich der Kälte inne, und zog seine weite Pelerine enger um sich. Vor nicht allzulanger Zeit mußte hier jemand gewischt haben. Nichts war da vorhanden, nicht einmal Staub. Auf der Schwelle blieb er stehen; einzutreten gelüstete ihn nicht. Geradezu wohlwollend dachte er an die Unordnung der Küche.

Die dritte und letzte Türe im Gang fand er verschlossen. Dieser Umstand erweckte um so mehr seine Neugierde, und da ihm von der das Haus verwaltenden Regie versichert worden war, daß ihm der angerostete Schlüssel das Betreten der ganzen Wohnung ermöglichen würde, rüttelte er ziemlich heftig an der Falle. Die Türe blieb verschlossen. Schließlich stemmte er seinen schlanken Körper quer über den schmalen Gang und drückte mit seinen langen Beinen gegen das Schloß. Beim zweiten Ansetzen sprang die Türe mit einem hellen Knall auf.

Vollkommen überrascht blieb er stehen, noch immer an die Wand des Ganges zurückgelehnt. Der Anblick des Raumes löste in ihm augenblicklich ein leises Grauen aus. Vorstellungen drängten sich auf, daß hier etwas Schweres geschehen sein mußte. Und als er denn behutsam eintrat, war er mit der Möglichkeit schon vertraut, es könnte hier ein Wesen gestorben sein — oh, es lag etwas in der kalten stehenden Luft dieses Raumes, das an den Tod mahnte. Und er wäre nicht erstaunt gewesen, wenn hier irgendwo neben dem Kasten oder hinter dem Bett ein Mensch auf dem Boden gelegen hätte, der tot war.

Auf dem quer in den Raum geschobenen Bett lagen mannigfaltige Dinge auf einem unübersichtlichen Haufen. Dem großen Kasten, dessen Türen noch offen standen, waren sie wohl entnommen und auf das Bett hingeworfen worden, weil jemand das Nötigste oder Teuerste bei dem fluchtartigen Verlassen des Zimmers noch auf sich hatte nehmen wollen. Alles machte hier den Eindruck einer Bewegung, die urplötzlich ein Ende gefunden und in dem verschlossenen Raum erstarrt war.

Die erste Einzelheit, die ihm ins Auge fiel, war die Aufnahme eines jungen Mannes in einem fremdländischen Waffenrock, offensichtlich einer Offiziersuniform. Er betrachtete eingehend dieses schmale, blasse und hochstirnige Gesicht. Bald aber verlor sich sein Blick wieder in den hingeworfenen Dingen: er sah Damenkleider aus schwerem Stoff neben einem Tennisracket, gelb gebundene Bücher, schillernde Wäsche, Kerzenstücke, eine silberne Teebüchse, einen Maßstab — es war unfaßlich, dieses

Durcheinander, und sein Blick streifte weiter, hinweg über die paar Bilder, die ans Bett angelehnt standen, hinein in den offenen Kasten, wo Gläser, Tassen und Teller waren. Eine Flasche Beaujolais, Jahrgang 1938, stand neben einem halbvollen Kristallkelch, auf dessen Oberfläche ein grau-weißes Pelzchen schwamm.

Irgend etwas Bestimmtes glaubte er erkennen zu müssen, das sein Ahnen zur Gewißheit hätte werden lassen; aber nichts geschah, und der zierliche Wecker, der um Viertel nach drei stehengeblieben war, konnte ihm auch nichts sagen.

Schließlich griff er nach einem hellgrünen Heft, auf dem mit großen, schwarzen Lettern «Ludwig van Beethoven» stand. Als Musiker schaute er sich unwillkürlich um, ob nicht irgendwo auch eine Geige oder ein anderes Instrument herumläge. Er erblickte aber nur einen hölzernen Notenständer, der halb umgefallen in einer Ecke lehnte.

Darnach öffnete er das Heft, stieß auf die Romanze in F und pfiff leise die ersten zarten Takte. Fast erschreckend laut tönten sie hier, so daß er gleich wieder abbrach. Und da wurde die Stille noch viel größer. Kein Laut, kein Lüftchen, ganz Genf schien im mittäglichen Schlummer versunken, geborgen unter der Decke des weichen Schnees.

Auf einmal verlangte der junge Musiker nach der Stadt, nach Menschen oder auch nur nach Geräuschen, die Leben verrieten. Und er schaute durchs Fenster, gewahrte da aber nur einige verschneite Dächer und darüber einen bleichen, starren Winterhimmel.

Wieder blickte er sich darauf im Zimmer um und begegnete plötzlich seinem eigenen Bild in einem schmalen Rokokospiegel. Und es war beruhigend und sonderbar zugleich, in all diesem Fremden, Verlassenen und Unbewegten ein Auge zu sehn, das bekannt war und das glänzte und lebte.

Als er sich darauf zum Gehen wandte, fiel ihm eine kleine, dunkelblaue Schale auf, die auf einem Tischchen neben der Türe stand. Sie hielt gleichsam die Verwesung in sich: dunkles, fast schwarzes Braun lag geknickt in verfallenen Formen darin. Einmal, vor langer Zeit, waren dies wohl grüne Blätter und bunte Blumen, vielleicht sogar weiße Blüten gewesen.

Gerade daneben lag ein vergilbtes Zettelchen, auf dem in Eile hingeworfen in schlanken Schriftzügen stand: «Emporte ces petites fleurs avec toi, Jean-Pierre, car il ne faut pas qu'elles se meurent toutes seules. Ch.»

Nachdenklich verließ der junge Mann das Zimmer und hatte in seiner Versonnenheit zuerst etwas Mühe, sich mit dem Verschließen der Türe zu befassen. Dann ging er durch den Korridor hinaus, riegelte die seltsame Wohnung wieder zu und schritt langsam das offene Treppenhaus hinunter.

Wer mochte Jean-Pierre sein? Wohl kaum der fremde Offizier. Der war vielleicht ein Bruder. Und warum hatte er die Blumen nicht mitgenommen? Warum ließ er sie verwelken und sterben, da es doch der letzte Wunsch dieser Ch. gewesen war, daß er sie an sich nähme? War er nicht mehr gekommen, Jean-Pierre, der den Schlüssel für dieses Zimmer doch haben mußte?

Im dritten Stock des Hauses blieb der Musiker in seiner schwarzen Pelerine stehen. Er lehnte sich an das Gitter, zwischen den savoyardischen Bogen, und sah gedankenverloren in den weißen Hof hinab.

Wer mochte Ch. sein? Ch — Christine, Charlotte, wie konnte sie sonst wohl noch heißen, diese Frau, welche die Blumen so liebte und den Pflanzen eine Seele zusprach? Er entschied sich für Christine; Charlotte klang seinem Ohr zu hart und steif.

Vielleicht war gerade diese Unbekannte ein Schicksal der gewalttätigen Zeit, die herrschte — und war es da nicht wunderbar, wenn sie die Empfindung für das kleine unscheinbare Geschöpf, eine Blüte, bewahrt hatte und sie in ihrem Hinscheiden nicht allein lassen wollte?

Von St-Pierre schlug es Viertel nach. War nur eine einzige Viertelstunde vergangen? Er wandte sich vom Gitter weg, stieg die drei Stockwerke abwärts, ging durch den kugelig gepflästerten Hausgang auf die Gasse und begab sich zur Grand' Rue hinüber.

Auf der Straße waren nur sehr wenige Leute, die auf dem Schnee leise und doch sehr selbstverständlich dahinschritten. Noch immer in Gedanken und Fragen verloren, war er zur Kathedrale gelangt, stapfte die Degrés de Poules, die dort unter den Häusern durchführen, hinunter, gelangte zur Eglise de la Madeleine, wo auf einigen Marktständen mit dickem Wollzeug bekleidete Frauen Gemüse verkauften, und kam dann in der Rue de la Croix d'Or plötzlich in lautes und wirkliches Leben zurück.

Abends saß der junge Musiker in seinem kühlen Mietzimmer an der Rue de Carouge. Im Laufe des Nachmittags hatte er wohl eingesehen, daß ihm kaum eine wirkliche Erklärung für das Merkwürdige, das ihm begegnet war, gegeben würde. Sollte er da schnüffeln oder gar Ordnung schaffen? Nein, in dieser Angelegenheit hatte er nichts zu suchen, das stand ihm nicht an. Das Zimmer sollte wieder verschlossen bleiben, wie bis dahin. Einmal würde dort schon irgendwie aufgeräumt werden, durch die Regie vielleicht, durch Jean-Pierre oder sogar — was ja so sehr zu wünschen wäre — durch Christine selbst. Morgen würde er den Schlüssel, mit Bedauern allerdings, bei der Regie wieder abgeben und sagen, daß die Wohnung für ihn nicht in Frage käme.

An diesem Abend aber, da er in seinem mit Schleiflackmöbeln ausstaffierten Zimmer saß, hatten seine Gedanken noch recht oft und mit der Zeit immer mehr bei dem sonderbaren Erlebnis des Nachmittags geweilt. Und so waren denn auch die Gedichte, die er gelesen hatte, nur sehr vage aufgenommen und die Musikgeschichte vorher — ein Kapitel über Saint-Saëns — ebenso unaufmerksam studiert worden.

Er dachte an die fünf oder sechs Bilder, die neben dem Bett gestanden hatten, oder genauer gesagt: an ihre feinen Goldrahmen. Der junge Musiker hatte eine noch jüngere Malerin zur Freundin, die ungefähr ebenso wenig begütert war wie er. Sie entwarf vormittags in einem Geschäft Stoffmuster, was sie allein wegen des bescheidenen Verdienstes interessieren konnte, der wieder ein bißchen half, die Lebensnotwendigkeiten zu bestreiten. Nachmittags aber malte sie mit guter Begabung und viel Hingabe in einem kleinen Atelier oben bei St-Pierre.

Dieses junge Mädchen hatte nun erst neulich geklagt, wie schwierig es sei, schöne und gute Rahmen zu finden und dazu noch zu bezahlen, wenn schon vorher für das unbedingt Nötige, wie Leinwand, Farben und Pinsel, so viel ausgelegt werden mußte.

Immer noch dachte der Musiker an jene feinen Goldrahmen in dem verlassenen Raum. Schließlich klappte er seinen Verlaine zu und schritt den phantasielosen Mustern des Linoleums nach im Zimmer auf und ab. Als die in ihrer Ruhe gestörte Dame nebenan wieder einmal mit ihrem harten Finger energisch an die magere Mietblockwand klopfte, blieb er beim Fenster stehen und schaute hinab in die nächtliche Rue de Carouge.

Der bleiche Winterhimmel des Nachmittags hatte sich gegen Abend hin mit Wolken verdunkelt, und um die Dämmerungszeit

hatte es zu schneien begonnen. Durch die Straße unten fuhr beschaulich ein dunkelgrüner Tramwagen mit einem jener kleinen, niederen Anhänger, die ihm immer so gemütlich erschienen und vor denen man sich ein eingespanntes Pferd so lebhaft vorstellen konnte. Leute gingen über den Schnee. Wieder sah er die Goldrahmen vor sich und dachte an die arme Malerin von St-Pierre.

Es wäre wohl ein Diebstahl, wenn er jetzt hinaufginge und einen holte. Und das war für ihn etwas sehr Schlimmes, denn gestohlen hatte er, der den Besitz der andern immer respektierte, nur ein einziges Mal. Und das war etwas Fürchterliches gewesen, damals als Kind . . . Hier jedoch würde er nicht für sich selbst stehlen, sondern für jemand anders, der es ja so sehr nötig hatte. Das änderte jedenfalls die Lage. Und es waren doch sechs oder sieben Rahmen gewesen, und vielleicht würde es die Besitzerin gar nicht merken; Rahmen konnten ihr ohnehin nicht so sehr viel bedeuten. Und ein Racket hatte ja auch noch dagelegen, und Tennis spielten in der Regel doch nur wohlhabende Leute.

Wieder glitt ein Tram vorüber; es mochte eines der letzten sein, die vor Mitternacht nach Carouge hinaus fuhren. Immer weniger Menschen gingen durch die verschneite Straße. Die alte bucklige Blumenfrau bewegte sich unter ihrem großen Schirm langsam und müde heimwärts. Unter einem kleineren drängte sich ein Liebespaar. Sonst war nur noch ein verspäteter Hund da, der überall hungrig im Schnee herumschnüffelte.

Nein, man konnte es doch nicht tun, man durfte nicht stehlen, auch nicht für einen andern und auch dann nicht, wenn die Besitzerin dadurch kaum geschädigt wurde. Und doch, wenn er nun daran dachte, daß die Regie vielleicht noch einmal einen fände, der die seltsame Wohnung mieten würde, dann mußten sie das Zimmer räumen. Und was mochte dann geschehen mit all den Dingen? Oder wenn eines Tages wieder einer kam, um die Wohnung zu besichtigen und in das Zimmer eindrang, gleich wie er, und dieser dann vielleicht das tat, wovor er sich scheute . . .

Ach, so oft schon hatte es der junge Musiker erlebt, daß er mit seiner Schüchternheit hintenan zu stehen gekommen, daß andere unbefangen zugegriffen, wo er dann mit leeren Händen zurückgeblieben war.

Er sann und sann und legte sich das ganze Problem immer mehr in der Weise zurecht, daß er sich erlauben konnte, einen Rahmen zu holen. Zudem empfand er allmählich einen starken, eigenartigen Reiz, einmal so etwas zu riskieren. Denn es war ja nicht ungefährlich, dort wieder einzudringen.

Den letzten Entscheid endlich brachten seine Gedanken und Empfindungen um die junge Malerin. In dieser Weise konnte er ihr ein bißchen helfen und dabei hörte er wieder in jener Deutlichkeit, wie sie nur eine geliebte Stimme hinterläßt, ihre Worte: «Weißt du, Jörg, es ist so elend, wenn man arbeiten möchte und man zuweilen nicht weiß, wie man sich die allernötigsten Mittel dazu beschaffen soll.» Sie konnte ihm das wohl anvertrauen, weil sie wußte, daß auch er in ähnlicher Lage war.

In der Rue de Carouge unten war es schon recht still, als Jörg seinen Schrank leise öffnete und ihm die weite, schwarze Pelerine entnahm. Einen Augenblick noch blieb er mitten auf dem Linol stehen. In das Zimmer war jene schale Kühle gekommen, die allein der spät wachende Untermieter kennt, jene Kühle, welche gleichsam aus den Oefen herauskriecht, die von den schlafenden Besitzern abgestellt worden sind.

Ein Weilchen noch wiegte er sich von einem Fuß auf den andern. Der angerostete Schlüssel pendelte zwischen seinen Fingern. Dann plötzlich verließ er die möblierte Kälte, schritt durch die Rue de Carouge, gelangte zum Rond-Point und schließlich in den Park unterhalb der Bastions.

Er lag in weißer Reinheit. Der flaumige Schnee, der Bänklein und Wege, Bäume und Wiesen geschmückt hatte, ließ das Dunkel der Nacht nicht allzu finster werden. Der Jüngling unter seiner schwarzen Pelerine konnte aber die verschwiegene Schönheit dieses winterlichen Parkes nicht eigentlich aufnehmen, und die Plastik des jungen David mit dem Schwert, der seinen Fuß auf das weißbemützte Haupt des Riesen gesetzt hatte und unermüdlich eine Handvoll Schnee in den Himmel hinaufstreckte, wirkte eher unangenehm als belustigend auf ihn.

Und Jörg ging recht schnell weiter, stieg durch das steile, hochummauerte Sträßchen de la Tertasse hinauf in die Haute-Ville und kam dann endlich zu dem alten Haus, in dem das Zimmer mit den Goldrahmen lag.

Ein Mann, der eine besonders große Hornbrille trug, war an ihm vorübergegangen; erstaunlicherweise hatte ihn dieser kaum bemerkt. Bevor er in das Haus eintrat, äugte er nochmals nach dem andern zurück: der Mann verlangsamte seine Schritte ganz allmählich gegen das Ende des Trottoirs hin, blieb schließlich an der Ecke stehn, faltete auffallend komisch die Hände auf dem Rücken und schaute nach der Straßenlampe, vor der die sonderbar grau wirkenden Schneeflocken tanzten. Durch diesen Unbekannten fühlte er sich beunruhigt. Was mochte den nur der fallende Schnee so interessieren? Noch einmal schwankte Jörg, und wieder pendelte der Schlüssel, den er unter der Pelerine in den Fingern hielt. Aber der Vorsatz war nun einmal gefaßt; eine Frage streifte ihn flüchtig: feige? — Und eh' er sich's versah, war er eingetreten.

Nur mit halbem Fuß trat er auf die Kanten der Treppenstufen. Leise und rasch huschte er so in den vierten Stock hinauf. Sachte öffnete er halbwegs die Wohnungstüre und tastete nach einem Schalter. Als er endlich einen fand, knackte dieser nur ein wenig, erzeugte aber kein Licht. So entzündete er ein Streichholz. Als er die Türe ganz aufstieß, wehte wieder die gelöste Tapete ihren Staub und Gips von der Decke und löschte das Flämmchen. Beim nächsten Streichholz fiel ihm zuerst der riesige, verzerrte Schatten seiner Pelerine auf der weißen Gangwand in die Augen. Auf den Zehenspitzen bewegte er sich zur Zimmertüre.

Oh, es war widerlich, dieses Schleichen, dieses Leisetreten und Sich-Ducken; wenig war von dem vorgestellten Reiz geblieben. Es bedeutete nichts anderes als ein klägliches, erniedrigendes Unterfangen, Dieb zu sein.

Vor der verschlossenen Türe stemmte er seinen Körper wie mittags und sprengte sie auf. Der Knall schien ihm diesmal so laut, daß er glaubte, er müsse bis St-Pierre hörbar sein. Unbeweglich blieb er in der Finsternis, deren Schwärze er körperlich zu spüren vermeinte. Er wartete, ob sich nichts ereignete und dachte an den Mann unter der Laterne, der, wenn er noch immer die Schneeflocken betrachtete, den Knall gehört haben mußte. Lange, lange wartete er, nichts geschah, nur die Totenstille und die drückende Dunkelheit blieb.

So strich er wieder ein Hölzchen an. In seinem ersten grellen Aufflackern überblickte er das Zimmer. Und in Bruchteilen dieser Sekunde erfaßte er alles, sah die schwarzen Lettern «Ludwig van Beethoven» auf dem hellgrünen Grund, sein eigenes Antlitz im Rokokospiegel, ja selbst das vergilbte Zettelchen: Nimm die Blumen mit, sie sollen nicht allein sterben . . .

Und in diesem kurzen Aufflammen wurden auch all die Vorstellungen wieder lebendig, die im Laufe des Nachmittags ein

wenig verblaßt waren, diese Gedanken an eine Flucht, an Krieg, an das Leiden, vielleicht auch an das Sterben eines Menschen.

Unter diesen Eindrücken mußte er sich zwingen, nach einem der Bilder zu greifen. Unmittelbar darauf verließ er die Wohnung wieder. Bevor er auf die Straße trat, versteckte er das Gestohlene unter der Pelerine.

Wenn nun der Mann mit der großen Hornbrille unter der Türe stand und ihn draußen empfing ... Es war doch nicht ausgeschlossen, daß es ein Detektiv oder so etwas ähnliches war. Das war doch deren Art, so unbeteiligt in den Himmel hinaufzugucken oder den Rücken zu kehren und genau zu wissen, was auf der Erde oder hinter ihnen vorging. Etwas zaghaft griff er zur Klinke, öffnete die Haustüre und trat hinaus. Die Straße war leer, ganz leer. Das einzig Bewegte bildeten die friedlich fallenden Schneeflocken. Wie schlafende Gesichter wirkten die stumm in der Nacht stehenden Häuser. Und wenn auch da und dort zwischen den Jalousien noch ein spätes Licht erkenntlich war, schien es wie ein kaltes Auge, das wissend auf den Jüngling mit seinem Diebsgut herabschielte.

Als Jörg wieder in seinem Zimmer angelangt war, legte er das Bild auf den Tisch und begab sich in den Baderaum. Dort hängte er die verschneite Pelerine über der Wanne auf und putzte sich die Zähne. Nachher reinigte er die Hände sehr lange und sehr gründlich, als ob er das, was sie eben getan hatten, damit wegwaschen könnte. Keine Freude war da über das Vollbrachte, keine Zufriedenheit, vielmehr etwas Schales und Zwiespältiges.

Als er dann zurückkam, begab er sich nicht ins Bett, sondern trat vor den Tisch hin, auf dem das Bild lag und betrachtete es eingehend. Bis dahin hatte er immer nur daran gedacht, daß er sich einen Rahmen sichern möchte, und eigentlich gar nicht an das Bild selbst, das er dabei doch mitstahl.

Es war ein Aquarell in duftigen Tönen, ein Paar darstellend, welches sich küßte. Formal war es wohl nicht besonders gut. Eine gewisse Innigkeit lag jedoch im ganzen, die einen ziemlich bald ansprach. Es ließ sich vermuten, daß diese Arbeit von einer Frau stammte. Und Jörg, der noch immer vor dem Tisch stand, wurde vom rein Formalen immer weniger gestört und immer mehr von der Innigkeit des Dargestellten berührt. Und allmählich — eigentlich wußte er selbst nicht wie — kam er zur Ueberzeugung, daß die unbekannte Christine das Bild gerne gehabt haben mußte, das Bild, welches er entwendet hatte.

Noch vielmehr verstärkte sich diese Ueberzeugung, wenn er an eine Zeichnung dachte, die ihm selbst gehörte und die er liebte. Es war die Federskizze eines Kindes. Vor langer Zeit hatte sie ihm einmal sein Freund, ein Bildhauer, geschenkt und seither hatte sie ihn überallhin begleitet, wo er gewohnt hatte. Auch hier hing sie über seinem Bett an Stelle einer der langformatigen Oeldrucke von Madame.

Die Zeichnung stellte einen Buben dar, ein Kind, das dastand, die Händchen in den Taschen seiner kurzen Hosen, und mit erstaunten und etwas bangen Augen hinausblickte in die seltsame, große Welt. Ja, er liebte dieses Bild, auch wenn es ebenfalls formale Mängel haben mochte; er liebte dieses Kind, weil er Kinder überhaupt gern hatte und weil er, der allmählich zum Manne wurde, mitunter Sehnsucht verspürte nach einem eigenen hilflosen, zarten Kinde, wie es sein Freund so fein dargestellt hatte.

Und vielleicht liebte Christine in einer ähnlichen Art das Bild dieses glücklichen Paares? Vielleicht brachte es ihr auch nur die Erinnerung an eine vergangene glückselige Stunde ... wer mochte das wissen?

Jedenfalls durfte man solches nicht stehlen, o nein, niemals durfte solches entwendet werden. Geld oder ähnliches mochte verlorengehn; das konnte den Betroffenen nie wirklich schmerzen, denn als ein seelenloses Ding blieb es ja immer ersetzlich. Solche Werte aber, wie sie das Bild dieses Paares oder des erstaunten Kindes darstellte, solche Arbeiten, in die ein Künstler sein Bestes gegeben und denen zuteil geworden war, daß sie einen Verstehenden gefunden, konnten nie, nie mehr ersetzt werden.

Nein — er würde seiner Freundin einen Rahmen anderswie beschaffen. Er könnte zum Beispiel einen Monat lang seine Mahlzeiten in der Speiseabteilung jenes großen Warenhauses an der Rue de la Croix d'Or einnehmen und so das Geld für einen Rahmen einsparen. Es war nicht eben sehr gemütlich, dort zu essen, stehend und mitten im Lärm; aber warum sollte er sich nicht in jene sehr gemischte Gesellschaft einfügen, um der Malerin Ende Monats einen Rahmen schenken zu können?

Und Jörg nahm das Bild vom Tisch und machte sich wieder auf den Weg nach der Haute-Ville zurück. Es hatte aufgehört zu schneien, und er trug das Bild offen unter dem Arm. Er trug es auch immer noch sichtbar, als er schon vor dem alten Hause angelangt war.

Völlig unbekümmert begab er sich hinein und trat mit ganzer Sohle auf die Treppenstufen. Diesmal vergaß er die zerrissene Tapete über der Wohnungstüre nicht und blieb unbehelligt. Er sprengte das Zimmer auf, stellte das Bild an seinen Ort zurück und verschloß die Türe wieder.

Als er die Wohnung verließ, spielte das Carillon der Kathedrale St-Pierre zur zweiten Stunde der Nacht seine Melodien über das stille, winterliche Genf hin. Und wenn er als Musiker dieses Klingen sonst nicht sehr schätzte — in dieser befreiten Stunde hielt er sich darüber nicht auf und konnte sich fast ein wenig damit befreunden.

Es ließ sich nicht sagen, daß es eine gute Tat war, die er getan hatte, denn es war ja nur das Wiedergutmachen einer verfehlten. Aber er empfand doch alles ein bißchen wie eine gute Tat. Und es wurde ihm dabei bewußt, daß dies zugleich das einzige darstellte, was er für Christine, die ihm wohl immer unbekannt bleiben würde, hatte vollbringen können.

Durch das offene Treppenhaus schritt Jörg wieder hinab und summte ganz unbefangen Beethovens Romanze in F vor sich hin. Er summte sie sehr leise, aber das tat er nur deshalb, weil er hier niemanden stören wollte, sofern in diesem seltsamen Hause überhaupt noch eine menschliche Seele lebte.

Fahrten und Gespräche

Tagebuchskizzen von einer Reise durch Deutschland von Karl Gerold

17. OKTOBER 1945

Vor einem kleinen Bahnhof in der französischen Zone das erste Bild von deutschen Menschen. — Sie warten.

Vereinzelt stehen sie auf dem kleinen Platz. Eine junge Frau sitzt auf einem Koffer, den Kopf in die Hand gestützt, in der sie das Gesicht halb verborgen hält. Unbeteiligt stehen in einer Gruppe junge französische Soldaten daneben.

Seitwärts der Straße, in den Feldern, aus denen die grasbewachsenen Kuppen der ehemaligen Westwallbunker mit dunklen Eingängen und Schießscharten starren, arbeiten Frauen und einige Männer. Sie sind ganz ihrer Arbeit hingegeben; selten hebt jemand das Gesicht, wenn wir vorüberfahren. So auf dem Land, in den Dörfern, die fast menschenleer erscheinen, so in der stark zerschossenen Stadt Rastatt. Die Menschen scheinen hier in einen Schleier tiefer Verlorenheit gehüllt, wie in den feinen Herbstnebel, der vom Rheinstrom her über dieses Land zieht.

Es ist eine stille Zone, die wir durchqueren.

Je tiefer wir in das amerikanisch besetzte Gebiet eindringen, um so mehr ändert sich das Bild auf den Straßen. Jeeps, Armeelastwagen aller Größen folgen sich, dazwischen die unscheinbaren deutschen Zivilwagen. In den kleinen Städten viele eilige Fußgänger; fast alle tragen Taschen, Koffer oder Rucksäcke.

An einer Tankstelle in Durlach stehen zwei alte deutsche Lastwagen mit Menschen darauf, die gleichgültig mit abwesenden Blicken das Treiben überschauen. Ein dritter Lastwagen mit Menschenfracht fährt an. Es ist ein Armeelastwagen mit den weiß aufgemalten Buchstaben der UNRRA. Man belehrt mich, daß es sich hier um zwei grundsätzlich verschiedene Transporte handelt, so wie sie auf allen Straßen erscheinen: die deutschen Wagen führen deutsche Flüchtlinge, Ausgebombte, Rückwanderer und Ostwanderer; die UNRRA-Wagen zumeist Fremdarbeiter und frühere Konzentrationslagerinsassen.

Zwei amerikanische Offiziere fahren vor und nehmen Brennstoff. Bei der Tankstelle steht ein Mann: blond, mit einem Gesicht, das wie so viele hier einen grau scheinenden Ton aufweist. Streng und abweisend sind die Züge dieses Gesichtes verschlossen. Da, wie die beiden Offiziere wieder abfahren, sehe ich, wie dieser Mann ihnen nachschaut. Das Gesicht hat sich völlig verändert. Um den schmalen Mund liegen plötzlich scharfe Falten, die Augen sind unter den zusammengezogenen Brauen zu schmalen Schlitzen geworden: es ist ein Bild des Hasses, das sich mir bietet. — Dann fährt auch mein Wagen.

Drüben im Dunst liegt Karlsruhe. Ich sehe hinüber, weit über das Meer zerbrochener Mauern, aus denen seltsam die Konturen verschonter Gebäude und einsamer Schornsteine ragen . . .

An der Unterführung über der Straße vor Heidelberg hängt der Name der Stadt in großen Blockbuchstaben verstümmelt herunter; die Stadt selbst ist aber nicht zerstört. Nur die Brücken liegen schräg im Neckar.

Eine kompakte Masse von Menschen und Wagen drängt sich über die Hilfsbrücke. Vorbei an der Stelle, wo deutsche Offiziere aufgehängt wurden, weil sie kurz vor dem Einmarsch der siegenden Gegner die Stadt vor einer sinnlosen Zerstörung zu bewahren suchten, geraten wir in die überall quellende Bewegung eines übermäßigen Verkehrs. Ein unübersehbares Heer von Ziehenden ist um uns. Autos mit Möbeln, mit Frauen und Kindern und Greisen fahren vor und hinter uns, wie wir langsam unseren Weg suchen. Dazwischen wieder viele Handwagen und Gefährte mit einem müden Pferd vorne. Die Gesichter der Fahrer sind in sich gekehrt.

Es ist, als sei die ganze Stadt, ganz Deutschland unterwegs.

Wir biegen in eine stillere Seitenstraße ein. Auch hier werden Handwagen mit Hausgeräten bepackt. Da erfahre ich, daß innerhalb von vierundzwanzig Stunden zwanzigtausend Menschen — andere reden von dreißigtausend und noch mehr — Heidelberg zu verlassen haben.

Befehl der Militärregierung. Heidelberg, die überfüllte Stadt, muß Platz bekommen! Die Ausgewiesenen sind die Zugezogenen von gestern, die alle irgendwann von irgendwo aus dem Norden kamen.

Stumm laden die Menschen im Dämmern des Abends ihre wenigen Sachen auf. Man sieht die Reste des früheren bescheidenen Wohlstandes. Auf Matratzen liegt ein Kronleuchter neben einigen rußigen Pfannen aus einer Küche, die einmal war. Daneben spielen Kinder; seit Jahren, sagt man mir, sind Umsiedlungen für diese Kinder Selbstverständlichkeit. Es wird Nacht, und einzelne Lichter flammen auf. Irgendwo im Land ist ein Lager, das diese Menschen aufnehmen soll. Ein anonymer Strom des Umzugs zieht dahin, und niemand kann sehen, wie er abreißen soll.

Da empfängt uns das Haus der Freunde. Der Hausherr, ein Mann, der während der zwölf Jahre dem Unheilvollen tapfer widerstand, lädt uns in seinen Arbeitsraum. Bücher, viel Bücher an den Wänden, und Bilder. Sammlung in der Stille.

Und wäre nicht die Spannung des Nachkrieges in uns, den wir im Verlaufe dieses Tages im wechselvollen Bild der Städte und Menschen durchschritten haben, wir wären versucht, uns in das Heidelberg zurückzufühlen, das irgendwann einmal war. Aber ist es wirklich nicht mehr?

In den Gesprächen der eingetroffenen Gäste vibriert das Geschehen dieser Zeit. Da sind Professoren, die nach zwölfjährigem Unterbruch ihre Lehrtätigkeit wieder aufnehmen. Ein Philosoph, der aus seiner Zurückgezogenheit wieder ans Licht tritt; ein Theologe der bekennenden Kirche; ein Arzt, der eine leitende Stelle in einer großen Klinik eingenommen hat. Der Arzt berichtet über den Andrang der Patienten und über den kläglichen Mangel an Medizinern.

Es häufen sich die Fragen; und letztlich bleibt die Beantwortung dem Ablauf der Zeit überlassen.

Wir sind in einem Land, in dem durch viele Jahre hindurch ein Teil der Bevölkerung — der charaktervollste Teil — quer durch alle Schichten hindurch politisch und gesellschaftlich deklassiert war. Und heute sind die Folgen dieser Spaltung in der Umkehrung noch nicht abzusehen. Wie aber soll dieser Zustand einmal überwunden werden? Aus den Gesprächen lassen sich einige Ansätze zu einer kontinuierlichen Entwicklung herausspüren. Das große Problem aber ist die allgemeine Apathie der Masse des Volkes, die nur durch das Drängen nach dem Notwendigsten des täglichen Lebens durchbrochen wird.

Fragen häufen sich auf Fragen. Und man spürt bei diesen Menschen hier, und gerade bei ihnen, die zum Teil aus der Haft, aus den Lagern kommen, die Erschütterungen der Einsamkeiten, durch die sie gegangen sind.

Langsam wendet sich das Gespräch anderen Themen zu. Eine philosophisch-literarische Monatszeitschrift ist soeben im Erscheinen: «Die Wandlung», die, von D. Sternberger herausgegeben, Namen wie Karl Jaspers, Werner Krauß und Alfred Weber als Mitwirkende verzeichnet. Eine andere, «Vox», die mehr sozialpolitische Themen behandeln soll, ist vorgesehen.

Ueber allen fast unüberwindlich erscheinenden Hemmungen hebt sich das Bedürfnis nach Reinigung und Wandlung ab. Neue Kräfte regen sich und sind in neuen Verbindungen in den einzelnen Orten und schon von Stadt zu Stadt um das geistige Einverständnis bemüht.

Dann spricht ein Schauspieler Gedichte von Autoren aus der Emigration und aus dem Land selber. Sie sind dem Programm eines öffentlichen literarischen Abends in Heidelberg entnommen, an dem vor allem Prosastellen aus Thomas Manns «Lotte in Weimar» und aus Büchern von Kafka gelesen werden . . .

18. OKTOBER 1945

Wir sind an einem amerikanischen Flugplatz vorübergefahren. In Reihen stehen, unfern der Straße, schwarz und groß die mächtigen Maschinen, so weithin aufgestellt, daß die letzten in der Ferne sehr viel kleiner erscheinen. Nicht weit davon ist ein ehemaliger deutscher Flugplatz. Zerbrochene Hangars und zerschellte Maschinen liegen verstreut auf dem Feld.

Abends, während der Fahrt, Blick von einer leicht erhöhten Straße in das Land um Odenwald und Taunus. Ein Stück der Reichsautobahn ist zu sehen; es ist, als glänze eine Stadt mit vielen Lichtern aus der Ferne her: die ununterbrochene Kette der Armeefahrzeuge, die mit

hellen Scheinwerfern dahinrasen! Weiter in der Ferne flimmern andere Straßenstücke. Die Städte Frankfurt und Darmstadt, die ich heute in ihren Ruinen gesehen habe, liegen dunkel in dem stummen Lichterschauspiel dieser Nacht . . .

19. OKTOBER 1945

Mitten in dem sehr zerstörten Mannheim, dicht bei der Hilfsbrücke: ein Stacheldrahtlager mit eingefangenen SS-Leuten, die tagsüber in der Ruinenstadt schwere Aufräumungsarbeiten durchführen. Täglich kommen viele Tausende der Bevölkerung an dem Lager vorüber, wenn sie über die Brücke gehen. So sehen sie hinter Draht die Bedrücker von gestern; eine lehrreiche Anschauung von dem Fall derer, die sich zu Göttern setzten . . .

20. OKTOBER 1945

Durch die Trümmer von Stuttgart ziehen sich die Hauptverkehrsstraßen wie Adern, in denen ein heftiges Leben pulsiert. Daneben liegen ganze Quartiere mit vielen Straßen und Sträßchen tot am Boden.

Auf dem Schloßplatz ist in den Anlagen ein ständiger schwarzer Markt im Gange. Manchmal finden Razzien statt; aber die Händler tauchen immer wieder auf, sehr zum Grimm der Mehrheit der Bevölkerung.

Das Schloß ist zerfallen, wie das alte Schloß und die Stiftskirche. Auf dem Marktplatz steht das Rathaus hohl und schwarz, ausgeblasen von Feuer und dem Luftzug, der vierkantige Säulen an den ehemaligen Fenstern oval und konisch geschliffen hat. Ich denke an den Ton in der Stimme der alten Frau, die über den vereinsamten Platz an mir vorbeiging und sprach: «Ja, das alles war einmal schön!»

In anderen Häusergruppen, die nur teilweise zerstört sind, sehe ich vereinzelte Menschen in den Trümmern arbeiten. Man sieht in dem Raum einer großen Ruine ein kleineres Haus entstehen. Ein grünes Bäumchen schmückt den Giebel. Da und dort kann man inmitten der zerfallenen Mauern auf dem flachen Schutt Kohlköpfe und Tomaten vom Sommer her sehen, ausgerichtet in der Ordnung eines Gartenbeetes.

Zwei sehr junge Menschen in der abgetragenen Uniform der deutschen Wehrmacht frage ich nach dem Weg. Was sie arbeiten? Nichts. Sie weisen auf ihre Schuhe aus blauem Leinen: keine Kleider, keine Lederschuhe, und von dem Verdienst ist nichts zu kaufen. So wird die Arbeit für sie sinnlos. Was sie denken über ihre Zukunft? Ja, sie möchten wieder auf die technische Hochschule, von der sie in den Krieg gerufen wurden. Aber sie ist zerstört. Bereitwillig schließen sie sich auf meinem langen Weg durch die Stadt an, und ich vernehme aus ihren Schilderungen Ausführliches über den Zustand einer ganzen hoffnungslosen Jugendgeneration, die sich früher zum städtischen Mittelstand zählte.

Und doch spüre ich in der Form ihrer vielen drängenden Fragen (neben raschen, verdorbenen Urteilen aus der Vergangenheit) eine Bereitschaft zur Aufnahme von Vorstellungen, die aus einer anderen Welt kommen als derjenigen, die sie ausschließlich kannten und die ihnen zerbrach.

Wer aber wird ihren Drang geistig erfassen und gestalten?

22. OKTOBER 1945

Der äußerst initiative Oberbürgermeister von Stuttgart, Dr. Klett, gibt mir nach einem Gespräch ein neues Buch: «Stuttgart im Aufbau». Ein kühner Titel im Herbst 1945! Aus der Stadt der «Auslandsdeutschen» soll im Laufe der Zeit eine «Bäderstadt» werden. Zweifellos wird es noch eine lange Weile dauern, bis die Bäderstadt steht; überall aber zeichnet sich schon jetzt, wie im Bild der Straßen, eine einsetzende Ordnung ab, und erste Ansätze zu einem bescheidenen Aufbau sind sichtbar.

Dann ist das Theater neu aufgebaut. «Neue Stuttgarter Kammerspiele» sind entstanden. Schauspieler, Bühnenarbeiter und Dichter haben während des Sommers daran gebaut. Nun lebt es im Parterre eines Hauses, das mit vielen ausgebrannten Stockwerken über ihm lastet. Aber es lebt, und im Foyer sind Bilder von Stuttgarter Malern ausgestellt.

Wir sahen die Aufführung von «Wozzek», der zur Einweihung einstudiert wurde. Sehr avantgardistisch, surrealistisch, interessant — vielleicht so sehr, daß das Publikum nicht begriff, an welcher Stelle das Ende des Stückes gekommen war, und anfing zu pfeifen . . . Ein kleinerer Teil applaudierte zögernd, nachdem man begriffen hatte, daß es zu Ende war. So wenigstens war es in der Aufführung, der ich beiwohnte. Ob es am Thema des «Wozzek» lag, das diesem Publikum nicht entsprach, oder an der Aufführung, ist schwer zu entscheiden.

Ich fürchte, es lag an beidem . .

25. OKTOBER 1945

Ulm. Ich verbringe die Nacht in einer Holzbaracke am Bahnhof. Viele Menschen drängen sich in den beiden Aufenthaltsräumen. Darunter viele junge Mädchen und Frauen. Stunden um Stunden werden mit dem Singen bekannter Volkslieder verbracht, die in dieser Umgebung grotesk traurig und eigentümlich monoton wirken.

27. OKTOBER 1945

Der Bürgermeister einer kleinen Stadt von rund 4000 Einwohnern, die heute neben der Militärbelegung schon das Doppelte zählt, empfängt mich herzlich. Er kommt aus der «brauchbaren» Generation zwischen 35 und 55 Jahren. Ehemals Angehöriger der Quäkervereinigung, verließ er sie in den Jahren vor dem Krieg, um «aktiv gegen das Regime» werden zu können. Er ist es geworden.

Nachdem durch das Nahen der amerikanischen Armee die Macht der hier stationierten SS-Truppe gebrochen war, konnte in kürzester Frist ein Stab von Widerstandsleuten, die alle schon miteinander in Verbindung standen, die gesamten Geschäfte der Gemeinde übernehmen.

Ich verfolge die Arbeit dieser kleinen Gemeindeverwaltung während einiger Tage. Das Erbe, das diese Leute übernommen haben, ist schwer; die Forderungen der Besetzungsmacht sind besonders in der Frage der Räumungen von Wohnungen hart. Man hat ganze kleine Stadtquartiere geräumt für Offiziere und Mannschaften. Das große Zusammenrücken der Deutschen ist gekommen; neue Flüchtlingszüge kommen an und wollen aufgenommen sein. Und doch werden die immer neu einsetzenden Schwierigkeiten bewältigt.

Es ist eine nicht ungefährdete Schicht, die jetzt in den Städten wie auf dem Lande die Aufgaben zu lösen versucht! So gewaltig die gestellten Aufgaben sind, so gewaltig ist auf der anderen Seite das Unverständnis der Masse Mensch, die, in Erschlaffung verharrend, zeitweilig von wilden Gerüchten geängstigt oder dumpfen Vorstellungen befangen, die schwere Bürde einer sehr nahen Vergangenheit nachschleppt.

29. OKTOBER 1945

Bei einer kleinen Station hält der Zug im Morgengrauen eines regnerischen Tages. Auf Nebengeleisen stehen lange Güterzüge mit Ostflüchtlingen; hohlwangige Gesichter schauen von den offenen Türen zu uns her. Einige Frauen in meinem Abteil brechen in Tränen aus, und ein junger Mann, der soeben noch laut die ganze Welt für den deutschen Zustand verantwortlich macht — nur sich selber nicht —, verstummt nach einem ernsthaften Hinweis eines älteren Mannes auf die wirklichen Urheber dieses Unglücks . . .

31. OKTOBER 1945

In einem denkbar einfachen Raum, in einem großen Haus, dessen Korridore von Lärm und Staub der Bauhandwerker erfüllt sind, ist das Arbeitszimmer des neuen Innenministers von Großhessen. Er weist auf den Zustand des Gebäudes hin, auf die Aufbauarbeit, und bemerkt, daß dies das Symbol sei für das Bild, das Deutschland noch lange politisch und geistig bieten werde.

Noch liegt vieles auf weiten Gebieten des gesellschaftlichen und geistigen Lebens im argen. Aber schon hat ein Umschmelzungsprozeß begonnen.

Neue Vereinigungen bilden sich und suchen — oft noch sehr tastend — nach demokratischen Wegen und Lebensformen. Da sind Parteien, religiöse Vereinigungen, Gewerkschaften, Genossenschaften, die sich allerorten in Bewegung setzen. Und nicht zuletzt ist es das geistige Leben, das sich in vielen Formen bemerkbar macht: Verleger bereiten ihre Arbeiten vor, und in den Städten ziehen Konzerte und Vorträge die Menschen in hohem Maße an.

Es ist ohne Zweifel nur eine kleine Minderheit des deutschen Volkes, die individuell völlig integer im Widerstand den diabolischen Versuchungen und tödlichen Bedrohungen des nunmehr zerschmetterten Regimes gegenüberstand. Diese Elite aber, die aus allen Volksschichten stammt und die Probe des Feuers bestand, hat an innerer Qualität gewonnen. Wird es ihr, die selber mitten in der Verantwortung noch im Wandel steht, gelingen, mit dem fortschrittlicheren Teil des Volkes die Fehlentwicklungen einer langen Vergangenheit zu überwinden? — Es hängt nicht nur von ihr ab, sondern auch von anderen, mächtigen Kräften!

Auftrag und Bewährung

VON HANS MAST

Im Vorwort zu seiner kleinen Schrift «Von den treuen Begleitern», in der er über vier Gedichte von Claudius, Goethe, Hölderlin und Mörike spricht, die Bausteine seines Lebens wurden, macht Ernst Wiechert die Bemerkung, es sei immer der Auftrag der Dichter, im Kampf der Menschheit gegen das im tiefsten Sinne Un-Menschliche die Nachhut zu sein. Ob Nachhut oder Avantgarde der Menschheit — wo immer der Stoff vom Geist, die Roheit von der Güte, die Gewalt von der Freiheit gewandelt wird, fallen Entscheidungen gegen das Un-Menschliche. Im folgenden seien einige solcher Entscheidungen, größere wie kleinere, erwähnt, die neben andern, hier nicht genannten, unseren Tagen angehören.

Was auf den Schlachtfeldern und hinter den Stacheldrahtzäunen der Konzentrationslager geschah, hat viele Zungen gelöst, doch sind unter denen, die sprechen, der Berufenen wenige. Vom Zeugenwert abgesehen, besitzt diese Erlebnisliteratur, gemessen an der Größe des Todes, der umging, bis jetzt nur weniges, was ihr eine Wirkung über unsere Zeit hinaus verleihen könnte. Immerhin dürfte manches Gedicht vor allem der französischen und holländischen Widerstandslyrik nicht in den Wind gesprochen sein.

Ein für lange Zeiten errichtetes Denkmal der Schrecken unserer Tage jedoch ist das Wort, das *ERNST WIECHERT* in seinem «*Totenwald*» (Rascher-Verlag) an eine erschütterte Welt richtet — «Den Toten zum Gedächtnis, den Lebenden zur Schande, den Kommenden zur Mahnung». Auch Wiechert ist ein Zeuge. Er hat in den Gestapo-Gefängnissen den Entscheid über Leben und Tod abgewartet, ein Mensch in den Händen unberechenbarer Richter, die ihre Unterlegenheit fühlten, und hat im «Totenwald» — kann man Buchenwalde anders nennen? — den Kelch des Leides getrunken, nicht nur den eigenen, sondern als ein Mit-Leidender auch den der namen- und zahllosen Gefährten. Kann es daher anders sein, als daß dieser «Bericht», aus der Legitimation der Zeugenschaft wie aus der Berufung des Dichters geschrieben, zum Gericht wird? Man wird es aber auch verstehen müssen, daß derjenige, der mit seinen Leidgefährten, bei allem Wissen um die Folgen, den Mut zum Widerstand gegen ein ehrloses System besaß, nun in die Anklage nicht nur die fleischgewordenen Dämonen des Bösen, den nie mit Namen genannten Hitler oder dessen Büttel einbezieht, sondern auch jene Fügsamen, denen gesellschaftliche Stellung, Bildung und Einsicht es zur Pflicht gemacht hätten, in Millionen aufzustehen und das System der Gewalt zu brechen.

Johannes sah . . ., Johannes sah . . ., Johannes sah dies alles: Ungeheuerliches, Entmenschtes, zum verschlossenen Himmel mit qualgebrochener Stimme Schreiendes. Darf man sich wundern, wenn der, der solches sah, feststellt: Gott ist gestorben!

Der im Inferno seine Gottgläubigkeit verlor, fand eine andere: Johannes sah noch etwas anderes. Er sah Männer, die sich menschlich bewährten, die, selber Geschlagene, Zerstörte, Geschändete, andern halfen, andere stützten und aufrecht erhielten. «Du wußtest nichts von Goethe oder Mozart. Du glaubtest an keinen Gott und warst ein ‚Hochverräter'; aber wenn ein Gericht sein wird, von dem die Bücher sagen, werden die Richter aufstehen und sich neigen vor dir, weil du vieler Menschen Kreuz auf dich genommen hast. Und wenn Johannes verzweifeln wollte oder will an seinem Volk, so braucht er nur deiner und deinesgleichen zu gedenken. Nicht der Großen des Rechtes oder der Wissenschaft, nicht des Adels oder der Uniformen, nicht der Dichter und Redner, sondern allein des einfachen Mannes, der so ist, wie du warst. Ihr wart die Tapferen unter Millionen von Feigen, ihr trugt euer Schicksal drei und vier und fünf Jahre lang, und ihr hattet Kraft genug, um denen die Hand zu reichen, die am Abgrund standen.»

Wiechert wurde nicht in den Abgrund gestoßen. Er wurde aus dem Inferno auf die Erde entlassen; aber der Propagandaminister erklärte ihm in einer «Audienz», daß sein Einfluß auf so viele Menschen unerwünscht sei und daß er bei dem geringsten Anlaß wieder ins Lager kommen werde, aber dann «auf Lebenszeit und mit dem Ziel seiner physischen Vernichtung». Der Dichter hat trotzdem unterirdisch gekämpft, trotz allem, trotz der Gefahr und trotz der Verlassenheit. Aber die tiefe Erschütterung, die ihm das Weltbild wandelte, es entgötterte, kommt in einer Dichtung zum Ausdruck, die ein Klageschrei wahrhaft aus den Tiefen, ein schmerzverzerrtes De Profundis ist: in der «*Totenmesse*» (Rascher-Verlag). Man muß schon die von Diesseitsangst gequälten «Welttheater» des Mittelalters und des Barocks befragen, um einen Maßstab zu erhalten für dieses kleine, aber an inneren Maßen monumentale Weihespiel, dessen visionäre Bildgewalt aus beispiellosem Leid hervorgegangen ist, dessen heilende Kraft aber in dunkler Nacht Wege zu weisen vermag: der Dichter hofft zum mindesten wieder. Nachdem die Mutter ihre sieben Söhne verloren hat, nachdem die Totenkinder ihre düstern Chöre gesungen haben, nachdem der Rauch der Erde bis zu Gottes Thron gestiegen ist, will Gottvater den Bund, den er zerbrochen, wieder mit den Menschen schließen. Und so endet das gewaltige Spiel mit einem In Excelsis, mit dem Chor der Engel und der Hoffenden: «O Gott, nun laß uns heben die Hand mit neuer Saat!»

Einen zweiten Zeugen nennen wir, einen Gefallenen. Er fiel nicht vor einem ehrlichen Gegner im offenen Kampf, sondern als ein Mißhandelter. Er war kein Dichter, aber wenn des Dichters göttlichste Eigenschaft die des Sehers ist, so war er dennoch einer. *J. HUIZINGA* schrieb sein letztes Werk «*Wenn die Waffen schweigen*», als ihm die Verfügung über seine Bücher genommen war. Wie schon in jener düsteren Prognose «Im Schatten von morgen», ist er auch jetzt wieder der Warner, der die Zeichen des Zerfalls unerbittlich deutet; er nennt wieder den Puerilismus der Erwachsenen, die schwindende Urteilskraft, die Vermassung. Er nennt als Kulturverluste neu die Erschlaffung der Moral, den Militarismus, den Hypernationalismus, die Aechtung des demokratischen Ideals, die geistige Verirrung im öffentlichen Leben, den Untergang der Landschaft. Aber er bleibt nicht beim Negativen stehen; sein Ziel ist, die Aussichten auf Genesung unserer Kultur zu überprüfen. In leidenschaftlichem Kampf gegen die Suggestion von Spenglers starrer Untergangstheorie setzt er sich mit den unglücklich geprägten Begriffen Kultur und Zivilisation auseinander, indem er das lebendige Leben, Geschichte und Gegenwart, zitiert, um schließlich unter Vorbehalten die Bedingungen «zur Wiederherstellung einer Grundlage geordneter menschlicher Beziehungen» zu nennen: das Vertrauen zwischen den Staaten, die Notwendigkeit einer «Neubeseelung», die Selbstbeschränkung und Vereinfachung, die Wiederherstellung einer völkerrechtlichen Ordnung, das Prinzip des Föderalismus. Da es nicht immanente Gesetzmäßigkeiten, Notwendigkeiten sind, die unser Schicksal ausmachen, da vielmehr alles in die Verantwortung des Menschen gelegt ist, hält Huizinga die Aussichten auf eine Genesung unserer Kultur für erschreckend klein; aber als ein Kämpfender ruft er in einem erschütternden Appell die «Menschen guten Willens» auf, deren es Millionen gibt, die Menschen «mit dem Bedürfnis nach Recht, mit dem Sinn für Ordnung, Ehrlichkeit und Freiheit, für Vernunft und Treu und Glauben». Wird das Gros der Menschheit diese Stimme hören und beherzigen?

In Ernst Wiecherts «Totenmesse» sendet die «Große Hure von Babylon» ihre Gesandten aus: den Krieg, den Tod, den Hunger und die Pest:

Verschüttet die Freiheit, verschüttet das Recht,
Die Städte stürzt um und die Wälder zerbrecht!

Ist es nun, da viele Städte umgestürzt sind, nicht eine Pflicht, ihr Bild in sich zu tragen als einen Schild gegen die triumphierende Vernichtung? Und noch viel mehr in sich zu tragen das Bild des noch Erhaltenen? Diese toten und lebenden Städte, ihre Tempel und Kirchen, Paläste und Brunnen, Türme und Standbilder zu erwerben, um sie zu besitzen, gehört zu den geheimen Kraftquellen des abendländischen Reduits. Daß der Bildband «Italien» (Hallwag-Verlag), in dem *EDUARD KELLER* die

Denkmäler eines hochgemuten Geistes unter neuen Aspekten aufruft, eine solche Kraftquelle ist, das macht ihn, trotz des etwas sorglosen Textes, zu einer beglückenden Entscheidung.

Es ist das Geheimnis des Geistes gegenüber der Gewalt, daß seine Werke ewig jung leuchten wie die Gestalten göttlicher Heroen, während der Drache der Gewalt immer wieder im Staub verendet. Glaubten nicht die Alten, unter den Kämpfenden in entscheidender Stunde längst Verstorbene, wie etwa die Dioskuren, zu sehen. So gehören auch Tote zur Nachhut.

Lange hat unsere Zeit das Gedicht des frühvollendeten *GEORG TRAKL* entbehrt, das vergriffen war. Die Gesamtausgabe, von *KURT HORWITZ* besorgt (Verlag der Arche), macht nun wieder die schwermütigen, elegischen Bilder von Teichen, Höfen, Himmeln und Vögeln, den düster-großartigen Liebeskosmos, wie ihn ein an seinem Existenzschmerz, aber auch am Schmerz der kriegsgeschändeten Kreatur Sterbender schaute, zu einer geistigen Wirklichkeit, vor der die seelenlose Parade einer zweckbesessenen Welt jede Magie verliert.

Die Gewalt des Seelischen aber, der Zerstörung und des Heiles zugleich fähig, ist ebenso bestimmend im Roman eines Lebenden, in *FELICE FILIPPINIS* «*Herr Gott der armen Seelen*», dem Roman, den die Stadt Lugano mit ihrem Preis auszeichnete (Büchergilde Gutenberg). Alle irdische Substanz wird wie bei Trakl zum gestalteten Bild – es gibt keine toten Sätze und Gleichnisse –, jede Zeile ist Gestaltung des Ungeformten, so daß der Leser einen Schöpfungsprozeß, eine Weltwerdung erlebt, den seltenen Sieg des Geistes über den Stoff.

Ebenso entschieden verläßt die Engländerin *MARY WEBB*, die seit 1927 zu den Toten gehört, in ihrem dritten übersetzten Roman «*Das Haus im Dormerwald*» (Fretz & Wasmuth) die ausgetretenen Fundamente der Wirklichkeit, um das Unmittelbare zu gewinnen, die Freiheit des Schaffens. Die Natur ist ein lichter oder ein dunkler Dämon, das alte Herrenhaus ein fleischfressendes Tier, das auf Menschenraub ausgeht — es gibt auch in diesem Buch keine Stelle, in der nicht ein leidenschaftlicher Puls schlüge. Die schöpferische Kraft der Dichterin ist kühn, ursprünglich, phantastisch und von einer solchen Prägnanz, daß der Aufblick zu Shakespeare erkennbar wird. Die Liebe der Dichterin gehört den Jungen, die durchs Fenster der Tradition ins Freie springen, und den Häßlichen und Verkannten, die insgeheim voll süßen Honigs sind.

Auch der Amerikaner *THORNTON WILDER*, dessen Roman «*Die Frau von Andros*» neuerdings in deutscher Uebersetzung erscheint (Verlag der Arche), erzählt von einer solchen Verkannten, die mitten unter den Seßhaft-Erstarrten eine Revolution des Geistes und der Güte entfacht. Wilder kennt den Feind, der die heiligen Berge bedroht, und hat als Dichter Prognosen gestellt, wie es Huizinga als Historiker tat: Mit apollinischer Klarheit, immer in heiliger Ehrfurcht und Demut vor den großen Bekundungen des Lebens, wie etwa der Liebe, erzählt er auf Grund antiker Ueberlieferung von der andrischen Hetäre, einer Tragödin von nicht etwa übermenschlicher, sondern rein menschlicher Größe. Sein Werk hält mit Weisheit und Leidenschaft zugleich alle Positionen, deren die Menschheit gegen den Ansturm des Nihilismus bedarf.

Neue Gedichte von Max Rychner

«Glut und Asche», Morgarten-Verlag, Zürich

Mancher Leser dürfte über der Lektüre des neuen Versbuches von Max Rychner in Unruhe geraten. Das ist nicht mehr die Ausgewogenheit der Sammlung «Freundeswort». Disparate Elemente führen bald in die Höhe annähernd sophokleischer Sprache, bald in die Ebene einer fast prosaischen Zeitnähe. Unversehens stößt man da auf den Namen *Emma*. Namen in Gedichten haben zuweilen etwas Ernüchterndes. Doch wir sollten nicht vergessen, daß griechische und römische Autoren in der Aufzählung von Namen schwelgten. Freuten sie sich am Klang? War es eine besondere Bedeutung dieser Namen, die sie ergötzte und über die wir heute wenig Sicheres wissen? Der für uns fremd und edel klingende Laut sagte ihnen vielleicht nicht viel. Wie dem sei: «Lamia, schweigsam uns dienende...» (George) läßt uns die Illusion anmutvoller Umgebung, während «Emma, Bringerin, dienende!» mit der zerfallenden, spukhaften «Schenke am Kreuzweg» übereinstimmt. Dieser Name *soll* uns die Illusion der Erlesenheit nehmen. Er gehört zu dem offenbar vom Verfasser angestrebten, an verschiedenen Stellen des Buches sich kundgebenden Realismus.

Der *Aussage* der Gedichte folgend, erkennen wir: öfter verwirren sich die Fäden des Einschlags im Zettel mit andern, brechen ab, gehen im Gewebe unter. Bis zu einem gewissen Grad wird das Absicht sein. An eine Mystifizierung des Lesers ist nicht zu denken, auch nicht daran, daß Max Rychner mit den Sartre, Kafka, Aragon, wie das kürzlich formuliert wurde, «das schlechte Gewissen der geschlossenen Form» teile. Gedichte wie «Schneeglocken» und «Die Ersten» zeigen, wieviel ihm an der Rundung und dem Abschluß aller Partien liegt. Doch geht man wohl nicht fehl in der Vermutung: der Künstler (vielleicht nach Ueberwindung einer innern Krise) strebe nach einer Erweiterung seiner Ausdrucksmittel, und ein Teil seiner neuen Gedichte, die das Charakteristikum verhältnismäßiger Unausgeglichenheit aufweisen, seien Zeuge dieses Prozesses oder Uebergangs. Ein Stück, das er als zu vorläufig empfunden haben mag, endet er abrupt mit einem usw. («Verfemt»).

Der Band umfaßt 16 Gedichte: 9 geringern, die übrigen beträchtlichen Umfangs. Diese sind dialogische Aussprachen, in «Der Mann von der Straße», «Palaver mit Marie», «Die Frau im Garten» auf Einzelpersonen und Chöre verteilt. Der Chor kann als Stimme einer Allgemeinheit oder als innere Stimme, als Gewissensmahnung gedeutet werden. Ihre ganze Anlage macht diese Dichtungen zu kleinen Seelendramen. Gespräch ist auch das in 40 Achtzeilern abgefaßte Fragment «Die Ersten», eine Unterhaltung zwischen Eva und der Paradiesesschlange, des Sinnes: Adam und Eva wollen außerhalb des Gartens jedes dem andern das Paradies sein. Es entfaltet sich in meisterhaften, erregenden Versen von der Art:

Es gibt ein andres Paradies ...
— Wie wäre Dunst, wie wäre Trug,
Was mein Verlangen heiß verhieß? —
Dort sind wir Glück und uns genug !
Warum Verzicht, warum Verbot,
Uns freundlich-feindlich auferlegt?
Mit Tod hat uns die Hand bedroht,
Die uns erschuf, die uns erschlägt ...

Das Gedicht «Die Ersten» nimmt in dieser Sammlung einen so bedeutenden Rang ein wie in «Freundeswort» das Stück «Hoch in den Tag» für uns seit Albrecht von Haller das bedeutendste Alpengedicht!

Max Rychner erscheint heute als ein vorwiegend urbaner Dichter. Des Menschen Tun, Gebärde, gesellige Beziehung bieten ihm Vorwürfe für seine Gestaltung und die Basis seines Erkennens. Im «Mann von der Straße» bekundet sich das Verständnis für den Jedermann oder unbekannten Zivilisten dieser Zeit, den die Hoffnung auf ein bescheidenes Maß Gerechtigkeit weiter narrt; «Palaver mit Marie» stellt das Leid der kleinen Leute dem «allgemeinen Baß» des Atomzeitalters gegenüber; «Die Frau im Garten» ist die reife, am Beginn des Alterns stehende Frau, die, alle Widersprüche von Pflicht und Brauch zurückweisend, dem Traum und der Stimme ihres Herzens folgt.

Glaube man aber nicht, seine Urbanität hindere den Verfasser, der stummen Natur etwas abzugewinnen; denn da steht auch das mit Innigkeit geschaute Bild der «Schneeglocken», kein objektives «Dinggedicht» freilich, sondern geistige Durchdringung bis zum Einswerden mit dem Angeschauten. Vertreten ist auch, in sehr persönlicher Prägung, die monologische Aussage («Die Schamhafte», «Auf einem Heimweg», «Nachtstunde im Hotel»). Max Rychners neue Gabe will nach ihren drei Aspekten gewürdigt werden: als Erfüllung, Versprechen, Beginn. Siegfried Lang

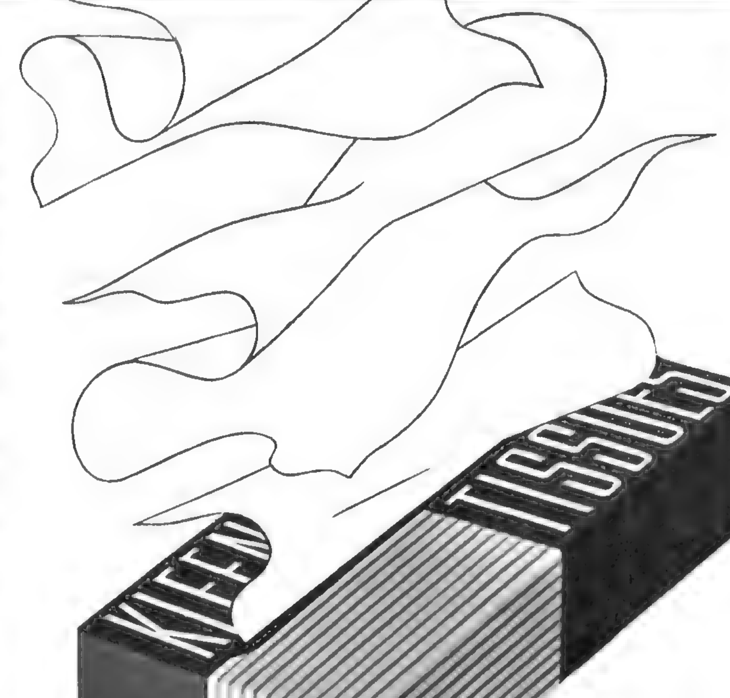
Mit Kleenex wird es besser ...

Kleenex, das Tuch aus weichem Cellucotton, wird einmal benützt. Es kostet so wenig — man wirft es weg — vieltausend Schnupfenbazillen mit ihm. So kann der Schnupfen bessern! Wie könnte er es, solange Sie ein Taschentuch voller Bazillen benützen, das Sie immer wieder von neuem infiziert?

Kleenex, das blütenweiche, blütenweiße «Einmal-Tuch» schont außerdem Ihre entzündete, zarte Nase. Nie ist es naß, immer ist es frisch und so wunderbar weich. Aus dem hygienischen Paket kommt Ihnen Blatt um Blatt entgegen wie eine duftige Wolke.

Geschickte Frauen in der ganzen Welt benützen das Kleenextuch aus dem gleichen Grund zum Abschminken — damit sparen sie Wäsche — und für das zarte Baby. Kleenex, das hygienische Tüchlein der modernen Frau. Fr. 2.50 die große Schachtel.

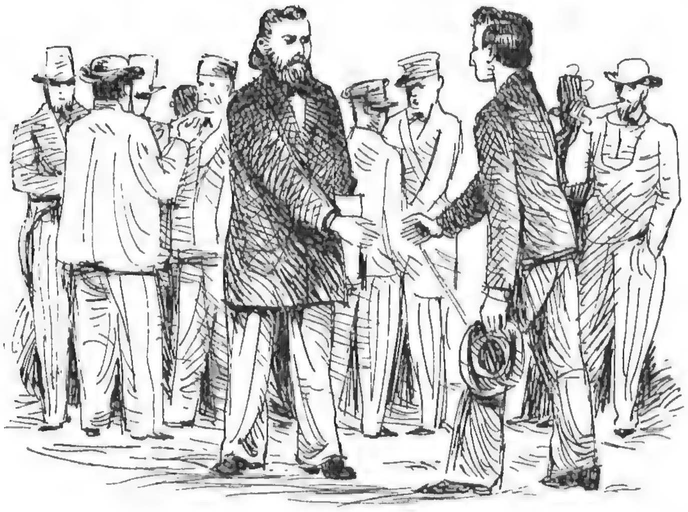
Keines Menschen Hand berührt vor Ihnen Ihr Kleenextuch.



KLEENEX *. . wenn es zart sein muß!*

INTERNATIONAL CELLUCOTTON PRODUCTS COMPANY

DIE RENTENANSTALT IM WANDEL DER ZEIT



Die Gegenseitigkeit

«Einer für Alle, Alle für Einen», darin liegt der Leitgedanke, der für den Gründer und ersten Direktor der Rentenanstalt, Conrad Widmer, beim Aufbau dieser schweizerischen Unternehmung wegleitend war. 1860 erläuterte er in einer Eingabe deren Wesen wie folgt: «Wer ist denn eigentlich die Rentenanstalt?» fragt er und antwortet darauf: «Sie gehört sich selbst an, der Zusammenbegriff aller Versicherten ist die Anstalt, ist die juristische Person, welcher das Vermögen eigentümlich ist, mit einem Wort, die Versicherten selbst sind die Anstalt.»

Das blieb immer so. Die Statuten bezeichnen daher in ihrem ersten Artikel die Anstalt «als eine auf Gegenseitigkeit beruhende konzessionierte Versicherungsgenossenschaft». Sie erklären weiter ausdrücklich «die Gesamtheit der Mitglieder der Anstalt» als ihr oberstes Organ — und das sind eben die Versicherten, die durch den Abschluß ihrer Lebensversicherung die Mitgliedschaft erworben haben.

Auch Sie können Mitglied der Rentenanstalt werden und Anteil an ihren Ueberschüssen haben. Die Interessen der Rentenanstalt decken sich mit Ihren eigenen: den Versicherungsschutz so sicher und so preiswert wie möglich zu gestalten.

SCHWEIZERISCHE LEBENSVERSICHERUNGS- UND RENTENANSTALT

HAUPTSITZ IN ZÜRICH · ALPENQUAI 40

Erziehungskräfte im heutigen Weltgeschehen

Maria Montessori (geb. 31. August 1870) berichtet uns aus Adyar, Madras, Südindien. Sie wurde dort beim Eintritt Italiens in den zweiten Weltkrieg überrascht, aber die britischen Behörden ermöglichten der berühmten Italienerin einen Aufenthalt, in dem sie ihre geniale Lehr- und Erzieherpersönlichkeit voll zur Wirkung bringen durfte. Sie und der führende amerikanische Pädagoge *John Dewey* (geb. 1859) haben um die Jahrhundertwende gleichzeitig, aber unabhängig voneinander die Anpassung des Unterrichts an die wahren Bedürfnisse des Kindes verlangt und erfolgreich erprobte Wege dafür gezeigt. Die Montessori-Methode will dem Kinde helfen, daß es die Entfaltung seines Selbstes in eigener Tätigkeit vorantreiben kann. (Vgl. M. M., Selbsttätige Erziehung im frühen Kindesalter, deutsch 1914.) Ihr System einer wirklichkeitsnahen Sinnesschulung hat direkt und indirekt das Erziehungsdenken aller Länder beeinflußt, der USA. sowohl wie der slavischen Welt, und auch in Indien konnte die große Aerztin ihrem Einfluß wieder begegnen.

Wie ihren individual-pädagogischen Anregungen eine weltweite Wirkung beschieden war, so beginnt nun auch das sozial- und völkerpädagogische Denken dieser seltenen Frau sich auszuwirken. Nur wenige Gleichgesinnte, die mit ihr im festen Bunde stehen, haben sie in der Zwischenkriegszeit darin verstanden und unterstützt. Heute werden ihre Ideen in anderen Zusammenhängen reif. An der Spitze der Verfassung der im November 1945 in London konstituierten «Erziehungs-, Forschungs- und Kulturorganisation der Vereinigten Nationen», mit der die Charta von San Franzisko praktisch ins Leben getreten ist, steht die Erklärung:

«daß, weil Kriege im Menschengemüt beginnen, auch die Schutzwehr des Friedens im Menschengemüt errichtet werden muß;

daß ein Frieden, der ausschließlich auf politischen und wirtschaftlichen Abmachungen aufgebaut wäre, keine Aussicht auf die einstimmige, dauernde und aufrichtige Unterstützung durch die Völker der Erde hätte — weshalb der Frieden, um nicht zu versagen, auf die geistige und moralische Solidarität der Menschheit gegründet werden muß;

daß weite Ausbreitung der Kultur und die Erziehung der Menschheit zur Gerechtigkeit, Freiheit und Friedfertigkeit für die Menschenwürde unerläßlich sind und eine heilige Pflicht darstellen, die alle Nationen im Geiste der gegenseitigen Hilfe und eines gemeinsamen Anliegens zu erfüllen haben.»

Hier wird die Erziehung als ein tragender Pfeiler der Weltordnung aufgerufen und sie muß dabei in dem weiten Sinne eines Pestalozzi verstanden werden, bei dem sie den werdenden und den erwachsenen Menschen umfaßt. «Wir sind gewarnt» — so schreibt er aus der Not seiner Zeit —, «wie die Menschheit selten gewarnt worden ist. Tausend blutende Wunden rufen uns auf eine Weise zu, wie sie es in Reihen von Jahrhunderten der Welt niemals zugerufen haben, es ist dringend, daß wir uns einmal über die Quellen der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verirrungen erheben und einmal in der Veredlung unserer Natur selber die Mittel gegen alle die Leiden und all das Elend suchen . . .»

Die Entwicklung der Menschheit geht nicht in Blitzkriegen und Blitzsiegen voran. Es gibt darin schwere Rückschläge und Rückfälle. Aber die wahren Samenkörner reifen eben doch. Von Pestalozzi bis Montessori sind viele fruchtbare Erkenntnisse erarbeitet worden, wie wir «die Schutzwehr des Friedens im Menschengemüt» schon in der frühen Kindheit und Jugend errichten können. Sehen wir dann in dem Bereich, in dem, noch unverstellt von Arglist und Argwohn der Welt, Ursprüngliches machtvoll aufbricht, Freiheit *und* Gemeinschaft in Wechselwirkung erstarken, so dürfen wir Mut fassen für das schwerere Werk der Befriedung der Erwachsenenwelt. Man wird aber die Welt des Kindes und die Welt des Erwachsenen nicht auseinanderreißen, sondern *eine* Welt zu gestalten suchen, in der beide in ihrer wahren Fülle leben können.

Das helle und frohe Licht der pädagogischen Neuschöpfungen unserer Zeit wird und muß das viele dunkle Gewölk durchbrechen. Mancherorts regen sich die Geister, es gilt, Verbindungen zwischen wagemutigen Erzieherkreisen herzustellen, die Berührung der schöpferischen Sphären zu bewirken, die Gedankengüter auszutauschen. Die Arbeiten etwa der «New Education Fellowship»-Bewegung (Weltbund für Erneuerung der Erziehung) sind noch viel zu wenig bekannt. Wir werden hier fortlaufend versuchen, über wichtige Momente der modernen Welterziehungsbestrebungen zu berichten.

*„Sieht man am Hause doch gleich
so deutlich, wes Sinnes der Herr sei.“*

*

Dieses Goethewort erinnert uns an die Notwendigkeit der Kultur im eigenen Heim. Haben Sie auch schon daran gedacht, wie wichtig da die Wahl des Teppichs, des richtigen Vorhangstoffes ist? Kommen Sie zu uns, wir freuen uns, Sie beraten zu dürfen.

Teppichhaus

Schuster

Z Ü R I C H

Bahnhofstraße 18, zwischen Paradeplatz und See

Das Frühstücksgetränk

VIVAVIT

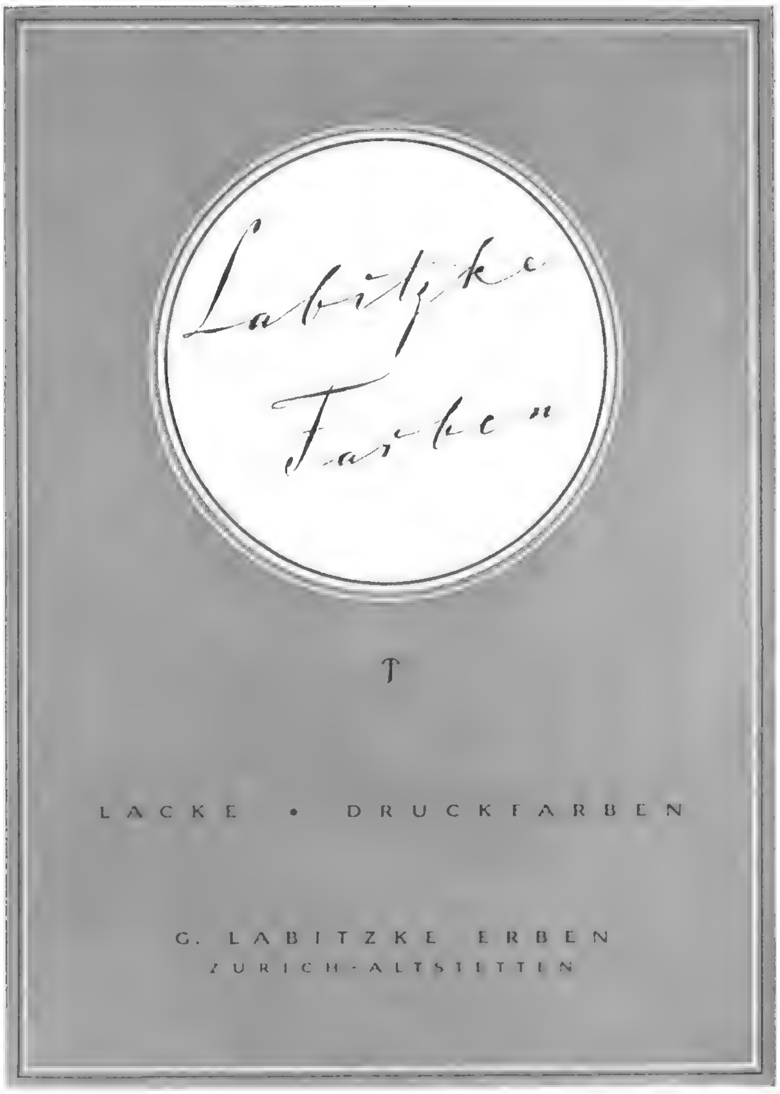
verleiht Ihnen Gesundheit, Kraft und Energie

VIVAVIT, hergestellt aus Kakao, Zucker, Hefe, Vitamin B_1, B_2, C, **Eisen,** Phosphor, Lecithin und Cerealien, ist seines angenehmen Geschmackes wegen überall beliebt, leicht verdaulich und nicht stopfend. In Apotheken und Drogerien erhältlich.

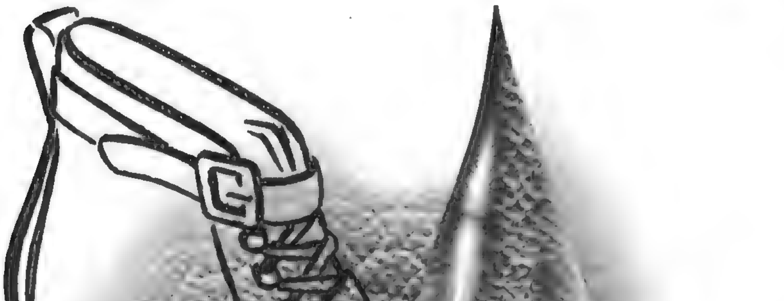
VIVA S.A. LUGANO

Verkaufsbüro Zürich, Stampfenbachstraße 42, Telephon 28 66 16

Im VIVAVIT-Inserat in der Weihnachts-Ausgabe vom «Du» wurde versehentlich das Wort «Eiern» gedruckt, statt «EISEN», den blutbildenden Bestandteil von VIVAVIT.


Labitzke Farben
LACKE • DRUCKFARBEN
G. LABITZKE ERBEN
ZÜRICH-ALTSTETTEN

UNIVERSAL
OSCAR Stahel
SIHLSTRASSE 3
ECKE - BAHNHOFSTR.
ZÜRICH
TELEPH. 23.41.52
MODÈLES
DÉPOSÉS


vor Nässe
vor Rissen
schützt
Woly
Juchtenglanz

Das Hotel für Anspruchsvolle
ist der Storchen. Im Verkehrszentrum und doch Ruhe. Im Stadtkern und doch unvergleichlicher, freier Ausblick. Neuzeitliche, durchdachte Gastzimmereinrichtungen. Zimmer mit Telephon und eigener Toilette ab Fr. 8.50. Rotisserie / Tea-Room / Hotel-Bar.
HOTEL
Storchen
ZÜRICH, am Weinplatz, Dir.:C.F.Eicher
Heimisch im Storchen!
Ein Essen in intimem Familienkreis, mit Geschäftsfreunden und Bekannten wird auch für Sie zur lieben Gewohnheit, wenn Sie diese gepflegte Gaststätte einmal aufgesucht haben.
RÔTISSERIE
Storchen
ZÜRICH, am Weinplatz, Dir.:C.F.Eicher
Eine liebe Gewohnheit
den Vieruhrtee im gepflegten Storchen-Tea-Room, im Café Littéraire einzunehmen und hier den Tag bei einer Plauderstunde ausklingen zu lassen. Der Storchen-Tea-Room wäre sicher auch die Gaststätte für Sie!
TEA-ROOM
Storchen
ZÜRICH, am Weinplatz, Dir.:C.F.Eicher

«Unsere Hoffnung ist das Kind», sagt Maria Montessori. «Wenn wir dessen inne werden, daß der gefallene Mensch im Kinde die Hilfe für seine Wiederaufrichtung suchen muß, dann wird die menschliche Gesellschaft neu errichtet und erlöst werden.» Die Erwachsenenwelt muß im Sinne der guten Nachbarschaft zum Kinde einen Umbau erfahren, in dem sie selber gesunden kann.

Die Fühlungnahme mit all diesen geistigen Aufbaukräften kann unserem allzu inselhaft gewordenen Lande neue Pforten des geistigen Verkehrs auftun: Für ein Einströmen der Kräfte der Welterziehungsbewegung in unser pädagogisches Leben und für ein Ausströmen des Ererbten und des auch auf unserem Boden neu Aufbrechenden in ein neuwerdendes Europa, in eine räumlich sich nahe gekommene, der inneren Annäherung bedürftige Unitas, Universitas der Nationen.

Elisabeth Rotten

Erinnerung an eine Winternacht im Schweizer Berghaus

Die Wintersonne geht unter. Flammen lodern auf über den stillen, weißen Bergen, und hinter den schwarzen Kiefern brennt ein großes Feuer. Im tiefen Tal liegt blau und friedlich Davos. Lampen gehen an, und ruhig treibt der Rauch über schneebedeckte Dächer nach der schlanken Kirchturmspitze. Glocken singen ihr Abendlied, und in der nahen Kiefer funkelt noch ein wenig Licht in den langen Eiszapfen.

Das rote Parsennbähnchen nimmt mich mit und zieht uns mit tapferer Beharrlichkeit zum letztenmal an diesem Tag die steilen, weißen Berghalden hinauf. Fern locken rotglühende Schneegipfel vor dem grünen Abendhimmel.

Es ist zu dieser Stunde still im kleinen Wagen. Keine Skifahrer dicht zusammengedrängt jetzt, kein Gewirr heiterer Stimmen, kein gespanntes Warten auf sausende Abfahrten über blendend weiße Hänge, durch Sonnenlicht und hoch aufwirbelnden Schnee. Ein paar Angestellte, die ihre Wohnung im Restaurant auf dem Berg haben, und die beiden Kleinen, die ihnen anvertraut sind. Sie kehren heim, und ich habe mich ihnen beigesellt.

Aus dem engen Tunnel führt uns die Kleinbahn über eine schmale Bogenbrücke, dann an rauhen Felsenmauern und makellos weißen Wänden vorbei. Schwarz und ein wenig schwermütig ziehen die Tannen in der Dämmerung an uns vorbei mit niedrig herabhängenden Aesten, die endlich die weiße Last abgeschüttelt haben, aber noch zu müde sind, um sich kräftig aufzurichten. Stramm steht ein Riese unter ihnen auf seinem Ausguckposten auf einsamer Ebene.

Sie sind schon wieder in die Dunkelheit versunken. Weiter geht es, immer höher und höher hinauf. Der Baumwuchs hat aufgehört. Nur noch die weiße Einöde und in der Mitte die kleine Zwischenstation mit spärlichen Besuchern und wenigen erleuchteten Fenstern. Die Welt versinkt unter uns. Das funkelnde Davos ist verschwunden. Jetzt ist nur noch der sich schwarz auftürmende Berg und der kleine glitzernde Mond mit dem Abendstern dicht daneben. In der Finsternis ringsum erinnern Felsbrocken, halb verscharrt im Schnee, an hingefallene Menschen, die keine Kraft mehr aufbringen können, aufzustehen und nun eingeschlummert sind, während die Kälte sich über sie hinbeugt und die Finsternis sie zudeckt. Aber wir fahren weiter, dem Hause zu, das unser wartet und wo es warm ist und hell.

Ich verbringe den Abend mit den wenigen Bewohnern hier oben. Wir vertreiben uns die Zeit mit ein paar Spielen in dem jetzt halbdunkeln Saal, wo es am Tage so lustig hergeht und wo eisenbeschlagene Schuhe polternd kommen und gehen. Wir lauschen den Stimmen, die aus fernen Ländern, aus der Welt tief unter unserm hohen weißen Berg kommen, und dann gehe ich zu meiner Schlafstätte.

«Würden Sie nicht doch lieber ein warmes und helles Schlafzimmer haben?» fragt meine junge freundliche Wirtin; aber ich sage nein, denn warme und helle Schlafzimmer bringen mich nicht in Berührung mit der schweigenden Nacht und der reglosen Natur im Hochgebirge.

Dann verlasse ich die Wärme und das Licht, gehe am dunkeln Stationshäuschen vorbei und komme schließlich in einen langen schmalen Gang, dessen Boden mit Schnee bedeckt ist. Er führt nach dem Holzschuppen, wo Skifahrer in der Hochsaison manchmal die Nacht verbringen.

Sie suchen ihr Glück in den Sternen. Sie suchen die Stellung der Gestirne zu deuten. Sie suchen und suchen — und gehen an den Möglichkeiten des Alltags vorbei :

ZIEHUNG DER LANDES-LOTTERIE 8. FEBRUAR

Einzel-Lose Fr. 5.–, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluss Fr. 50.– (2 sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600

Der junge Bediente legt meinen Rucksack auf eine der Holzpritschen und wünscht mir eine gute Nacht. Aber als er fort ist, ziehe ich meine Skijacke an und tappe mich so vorsichtig wie möglich aus dem Schuppen. An der Seite ist eine Tür, die hinausführt. Ich habe heute nachmittag auf dem schmalen Pfad gestanden, der um den Berg führt und wo man sich auf der steilen weißen Höhe wie auf einer Insel fühlt.

Tief atme ich auf. Ich höre die Stille. Unbeweglich stehen die Berge ringsum. Der kleine Mond schaut resigniert durch einen Wolkenschleier. Sterne funkeln über den weißen Gipfeln. In dieser Nacht, kurz vor Weihnachten, ist der Frieden in der Bergwelt von einer unendlichen Erhabenheit. Aber ich weiß: um dieses Land tiefster Ruhe reihen sich die Weltstädte: Paris, London, Berlin, Moskau, Rom . . . Ich höre das Summen des sausenden Verkehrs, ich sehe die flackernden Meere der Lichter. Ich spüre das Wühlen und Ringen in den finstern Armenvierteln und fühle fast greifbar das heftig bewegte Leben jenseits der Stille der hohen Bergwelt, in der ich nur ein winziger Punkt bin. Die strenge Kälte macht mich frösteln. Ich gehe in den Schuppen zurück...

Vierundzwanzig stramm nebeneinander gereihte Strohlager starren mich an. Der große Ofen, kalt und frostig, scheint sich in seinem alten Kopf zu wundern über diesen einzigen Gast. Leise klirrt sein mächtiges Rohr. Dann tritt erneut die unheimliche Stille ein, in der die leiseste Bewegung ein fremdartiges Geräusch erzeugt.

Ich schließe die Tür zur Rechten ab, taste an der Tür links am anderen Ende, sie ist gleichfalls verschlossen. Ich knipse das Licht aus und krieche im Dunkeln über die andern Betten nach dem, das für mich gemacht ist. Leise knirscht das Stroh im Sack. In der tiefen Stille füllt der Laut den Schuppen bis in die äußersten Winkel. Reglos bleibe ich nun liegen, allein mit der Finsternis und mit der Bergnacht, die mich durch die Fenster ansieht.

Das Sausen der Stille ist wie das Kreisen der Welt um ihre Achse. Tief unter mir in dem unerschütterlichen grimmigen Berg liegt diese Achse verankert. Zeit und Raum schwinden, und das Panorama der erlebten Dinge schiebt sich an den Fenstern vorbei.

Ich richte mich ein wenig auf, halb wachend, halb träumend, sehe ganz vage die langen Reihen der Strohsäcke, die dort etwas höher sind, wo das Kopfkissen liegt. Es ist, als täten sie wie ich und richteten sich auf in gespannter Aufmerksamkeit.

Da ist jene Nacht in London. Ich stehe in ärmlicher Kleidung vor der kleinen, gastfreundlichen Kirche «St. Martin in the Fields» und bitte die Frau in Uniform, die Wache hat, um ein Plätzchen in den Gewölben bei dem alten Mütterchen und jener zerlumpten Frau, die noch halb ein Kind ist, und all den andern, die ich hinuntergehen sah. Ich kenne die Schlafstätten, die Männer auf den Bänken, zugedeckt mit aufgelesenen Zeitungen, die Frauen hinter der dicken Tür, unmittelbar auf dem hölzernen Brett liegend, aber wenigstens trocken und warm.

Ich darf dort nur schlafen, wenn ich keinen Pfennig mehr besitze. Man fragt mich geradeheraus. Eben klirrt etwas in der Tasche meines alten Mantels, und die Frau schüttelt den Kopf. Nein, für mich gibt es wohl noch Asyle. Ich kenne den Weg dorthin. Um Mitternacht bitte ich um Obdach. Ein frostiges Gesicht sieht mich an, verschwindet, das Schalterfenster schnappt zu . . . Ich warte endlos auf einem steinernen Boden zwischen steinernen Wänden. Ich gehe auf die Tür zu und klopfe an. Schroff werde ich zurückgewiesen. Ich habe zu warten, und für Fragen ist jetzt keine Zeit. Aufs neue stehe ich vor einer verschlossenen Tür.

Schließlich ein Platz im Schlafsaal. Dort brennt noch ein fades Licht. Die meisten müden Seelen schlafen schon. Ab und zu wühlt einer im Schlaf, stöhnt und murmelt ein paar Worte. Auf dem Rand des Bettes neben dem meinen sitzt eine kleine Gestalt und äugt nach den dunkeln Häuserreihen drüben, die sich frostig und mürrisch gegen den roten Nachthimmel erheben. Müde Füße tappen auf eisernen Treppen, die im fahlen Schein schwacher Lampen liegen. Gestalten verschwinden zwischen dunkeln Wänden. Es scheinen Menschen, die heimlich in der Nacht ins Gefängnis eingebracht werden. Aber sie sind schon Gefangene. Gefangen in der Armut und dem Elend eines Lebens ohne Hoffnung . . .

Und da sind die Nächte in Paris. Ich darf die weiblichen Offiziere der Heilsarmee begleiten. Das kleine Suppenauto surrt nach den Eingängen der Unterwelt im Brennpunkt von Montmartre und den Ufern der Seine entlang. Wir rütteln die Schläfer in der bitterkalten Nacht unter den Brücken wach, bringen ihnen Suppe und Brot. Wie Beratschlagende stehen sie um den dampfenden Kessel in Regen und Wind, Arbeitslose und menschliche Ruinen. Sie husten, husten . . . einigen schwindelt es vor Hunger, sie sind zu krank zum Stehen . . . sie schlürfen ihre Suppe, stolpern zurück zu ihren Brücken und Schlupfwinkeln und liegen wie kranke Tiere hinter einem Steinhaufen.

Da ist die Nacht in Oporto . . . Oporto, der Ausfuhrhafen für den goldenen Portwein, berühmt in der ganzen Welt. Oporto, wo Frauen die Arbeit von Hafenarbeitern verrichten und barfuß und schwarz wie Negerinnen über Steinkohlenberge, bleischwere Lasten auf dem Kopf, mühsam den steinernen Kai hinaufgehen. Das tun sie bis zum Tag, an dem sie ein Kind erwarten, um die andern vor Hunger zu schützen, und drei Tage später sind sie wieder am Hafen zu finden.

Ich gehe durch das helle Mondlicht auf schlecht gepflasterten Straßen zum Hafenviertel. Manchmal führen sie so steil empor, daß sie steinerne Treppen scheinen, die sich im Dunkeln verlieren. Beim Steigen ist es, als läge hier schwer und drohend Armut und Elend aufgetürmt wie ein angsteinflößender Berg. Ein einziger Mensch sitzt zusammengeknickt vor Müdigkeit an einer Mauer; eine Frau steht vor einer Tür und besänftigt ein weinendes Kind in den Armen, während drinnen bei flackerndem Kerzenschein eine Gruppe Männer beim Kartenspiel sitzt.

Aber oben auf dem Gipfel des Hügels, unter dem Himmel vollduftigen Mondlichts, vergißt man den Gestank der Gassen, da der Nachtwind jetzt das Arom von Gärten und Wäldern mit sich führt.

Durch Außenviertel, wo die schönsten Villen im Grünen inmitten farbiger Blumen liegen, den peinlichsten Gegensatz bildend zu den Armutsvierteln, an denen Oporto so reich ist, kehre ich zurück nach der Douro, nach meinem Schiff, einem holländischen Frachtdampfer. Die Hafenkais sind verlassen, und die halbentladenen Schiffe reiben sich an ihren Ketten. Ein kleiner zerlumpter Knabe wacht die ganze Nacht in einem halbwracken Boot, um Nachzügler zu ihren Schiffen zu rudern, und beim ersten Geräusch springt er auf und gibt mir einen guten Platz. Zwischen hohen Schiffswänden gleiten wir winzig weiter, und der Fluß nimmt uns mit, die rauhen lichtfunkelnden Hügel entlang. In gebrochenem Englisch erzählt der Junge mir von seinem Leben, eine monotone Geschichte von Hunger, Hunger . . .

Und da ist die Nacht in Moskau. Ich sehe die weiblichen Maurer in ihren kurzen Jacken und grauen Kopftüchern. Sie arbeiten wie die Pferde. Lastautos, von jungen Mädchen gelenkt, fahren hin und her, Frauen springen auf und laden die großen Pflastersteine mit ihren Händen ab, während andere im Zement und Beton arbeiten. Der Wind heult über das dunkle Wasser, rote Tücher flattern, und eine matte Glut fällt über den Roten Platz bis an die graue Kremlmauer, wo unter den roten Marmorsteinen der tote Mann mit dem roten Bart ruht. Die Unruhe all dieses Rots wogt durch die Stadt.

Und da sind die vielen andern Nächte. Nächte in Fischerkähnen auf dem Meer und zwischen jahrhundertealten Ruinen, Nächte im weiten Land und in endlos dahinströmenden Eisenbahnen. Nächte in stockfinstern Armenvierteln und in tropischen Urwäldern. Und während all diese Nächte mich ansehen, während ich sie erneut durchlebe, steht um den Holzschuppen, in dem ich liege, die weiße, friedliche Nacht der Berge . . .

Hinter den drei Fenstern ist es nicht mehr dieselbe Finsternis wie vorhin, die Nacht scheint sich aufzuhellen. Vielleicht kommt es daher, daß meine Augen sich jetzt an die Dunkelheit gewöhnt haben. Vielleicht steht der Mond jetzt gerade über dem Zinkdach, aber vielleicht ist es auch so, weil all die andern Nächte so schwarz waren.

Nun scheint es, als ob die schweigende Nacht, die sich weit über die weiße Welt breitet, sie in sich aufnehme und sie ganz still werden lasse. Das Leben scheint endlich zur Ruhe zu kommen in dem unendlichen göttlichen Frieden, der hier auf den hohen, weißen Felsen herrscht, fern vom Gewühl der Menschen. Nur noch drei Nächte, dann bricht die Christnacht an. Wie groß muß dann der Friede hier sein. Ich muß immer wieder daran denken. In jener Nacht, in der des Wunders von Gottes Liebe erneut gedacht wird . . .

Der Schlaf legt seine Hand auf meine Augen. Ich höre noch das Nagen kleiner Tierchen und die leisen Stimmen einiger Bergfinken in ihrem Nestchen unter dem Dach. Dann steht die unermeßliche Stille reglos um die hölzernen Wände.

Wie ich die Augen öffne, sind die Schneegipfel rot überglüht, und golden steht der Morgenhimmel über der weißen Welt.

Und als ich ein Stündchen später auf einem kleinen Berggipfel im funkelnden Schnee sitze, klettert das rote Parsennbähnchen schon wieder unerschrocken herauf. Skifahrer, heiter und übermütig, verlassen glotzend das kleine Stationsgebäude, binden die langen Latten unter und eilen, überströmt vom glänzenden Licht, den weiten Ebenen zu.

Die Stimme der Nacht ist verstummt.

Mary Pos, Den Haag

Winterferien - Winterfreuden

Alt und jung, Männer und Frauen, Stadt und Land — alles huldigt dem weißen Sport, der uns Sonne, Erholung, neue Spannkraft und Freude schenkt. Schultert die Bretter und zieht auch diesen Winter in hellen Scharen hinauf in unsere herrlichen Skigebiete Graubünden, Berner Oberland, Zentralschweiz, Nordostschweiz, Nordwestschweiz, Waadtländeralpen, Freiburgeralpen und Jura, Wallis, Tessin !

Auskünfte und Prospekte über Fahrvergünstigungen und vorteilhafte Hotelarrangements durch die Reisebüros, Verkehrsvereine und die Hotels.

Benützen Sie für Ihre Fahrten nach den Wintersportgebieten das Ferienabonnement und die Sonntagsbillette.

SZV

DARAUS MACHEN WIR IHRE SEIFE

«Johann, der muntere Seifensieder», machte seine Seife aus Talg. Seither ist aus dem Seifensieder ein Industrieller geworden, der das Material für seine Seifen über Tausende von Kilometern heranholt. Immer noch ist die Grundlage der Seife Fett und Oel. Fett und Oel jedoch der edelsten Abstammung.

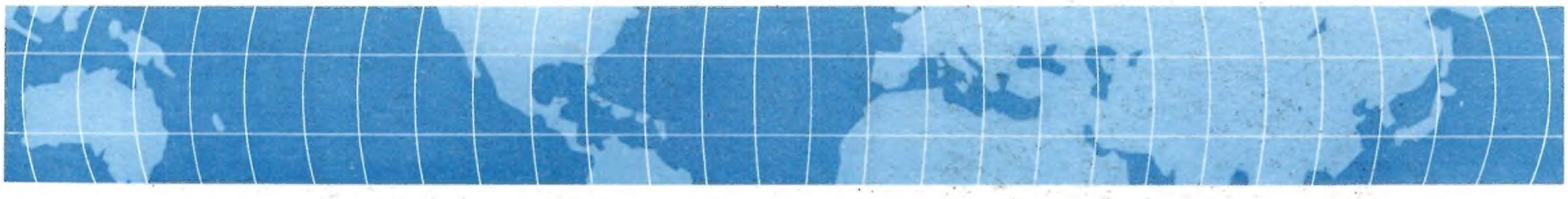
Die sengende Sonne und die salzigen Fluten lassen an den Küsten des Indischen und des Großen Ozeans die Kokosnuß reifen, deren Fleisch, die Kopra, das herrliche, weiße Kokosfett liefert.

Vom Kap Verde bis hinunter nach Benguella in Portugiesisch-Westafrika, landeinwärts bis zum Tsad- und zum Njassasee, gedeiht in riesigen Wäldern die Afrikanische Oelpalme, deren Früchte ein prächtiges, gelbrotes Oel enthalten.

Indien sendet herrlich schmeckende Erdnüsse. Erdnußöl wurde als erstes für die Seifenbereitung benützt. Die Mandschurei pflanzt Sojabohnen in so großen Quantitäten, daß die Häfen von Dairen und Wladiwostok vom Export dieses Naturproduktes beherrscht werden. Leinöl bieten Argentinien und Indien.

Kokosnüsse, Palmöl, Erdnüsse, Sojabohnen — die Winde aller Meere und die Sonne aller Erdteile sind in ihren Oelen eingefangen. Gelbe, braune und schwarze Hände verladen die köstlichen Rohstoffe — qualmende Frachter bringen sie über die Meere nach Europa. Im Dunst und Lärm der Häfen von London, Marseille, von Rotterdam und von Antwerpen erwarten Einkäufer die Schiffe und bieten ihre ganze Geschicklichkeit auf, um die besten Ladungen zu erhaschen. Sachkenntnis und viel Erfahrung sind unerläßlich.

Von jeher wurde bei Steinfels auf den Einkauf des Rohmaterials alle erdenkliche Sorgfalt verwendet. Wir wissen, daß keine Kunst die natürliche Qualität ersetzen kann. Steinfels-Seifenprodukte sind aus den besten Rohstoffen hergestellt, die wir auf Grund unserer hundertvierzehnjährigen Erfahrung wählen können. Kein Wunder, daß aus diesem herrlichen Material die guten, wohlriechenden Steinfels-Seifen entstehen.

FRIEDRICH STEINFELS
ZÜRICH

DER GRÖSSTE
SEIFENPRODUZENT
DER SCHWEIZ